

III/2011

**Positionen und Konzepte aus den Verbänden im Diakonat**



„Wirf dein  
Seil hinüber –  
Haltetaue der  
Sehnsucht“

**DOKUMENTATION  
DER BEGEGNUNGS-  
TAGUNG „GEISTLICHE  
GEMEINSCHAFTEN“**

19. – 21. November 2010

# „WIRF DEIN SEIL HINÜBER – HALTETAUE DER SEHNSUCHT“

**Dokumentation der Begegnungstagung  
„Geistliche Gemeinschaften“ vom  
19. bis 21. November 2010 im  
Tagungszentrum des Evangelischen  
Diakonievereins Berlin-Zehlendorf**

## **INHALT**

<b>Vorwort</b>	
<b>von Landesbischof i. R. Jürgen Johannesdotter</b>	<b>4</b>
<b>Begegnungstagung „Geistliche Gemeinschaften“</b>	
<b>Pressemitteilung</b>	<b>6</b>
<b>Teilnehmerliste</b>	<b>7</b>
<b>Lied der Tagung</b>	<b>11</b>
<b>Tagungsprogramm</b>	<b>12</b>
<b>Haltetaue der Sehnsucht</b>	
<b>Referat von Oberkirchenrätin Cornelia Coenen-Marx</b>	<b>14</b>
<b>Neue Formen der Vergemeinschaftung in der evangelischen Kirche</b>	
<b>Referat von Prof. Dr. Peter Zimmerling</b>	<b>28</b>
<b>Predigt</b>	
<b>von Pfr. Dr. Martin Zentgraf</b>	<b>38</b>
<b>Podiumsdiskussion</b>	<b>41</b>
<b>Reiseseegen</b>	
<b>von Kirchenrätin Dr. Christine-Ruth Müller</b>	<b>41</b>
<b>„Unsere Kirche braucht geistliche Gemeinschaften“</b>	
<b>Pressemitteilung</b>	<b>42</b>

Die Gesamtorganisation der Tagung lag in den Händen der Geschäftsführung des Kaiserswerther Verbandes deutscher Diakonissen-Mutterhäuser e.V., Kirchenrätin Dr. Christine-Ruth Müller, Berlin und Oberkirchenrätin Cornelia Coenen-Marx, Evangelische Kirche in Deutschland (EKD), Hannover.

**von Jürgen Johannesdotter, Landesbischof i. R.,  
Beauftragter der EKD für evangelische  
Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften**



Zu den ermutigenden Erfahrungen meines Dienstes als Bischof gehören die Begegnungen mit den evangelischen Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften. Nach der im Gefolge der Reformation lange abgebrochenen Tradition der Klöster als Ort des gemeinsam gelebten Glaubens ist im vergangenen Jahrhundert eine Vielzahl von sehr unterschiedlich geprägten Gemeinschaften entstanden. In all ihrer Unterschiedlichkeit üben sie sich ein im verbindlichen Leben.

„Den Glauben ins Leben ziehen“, ins reale, nicht erträumte Leben, das kennzeichnet sie. Und dass dieser Glaube selber aus dem Hören auf das Wort der Bibel kommt, macht ihn nüchtern im Blick auf das eigene Können und mutig im Vertrauen darauf, dass der Herr auch die Kraft bzw. den Mut schenkt, den Zumutungen des Lebens standzuhalten.

Fast 200 dieser evangelischen Gemeinschaften sind in einer Schrift der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) aus dem Jahre 2007 aufgeführt. Man könnte geradezu sagen: Die evangelische Kirche hat in ihnen eine verschüttet geglaubte „Sozialgestalt“ von Kirche wieder entdeckt, vergleichbar der der Klöster und Orden. Der damalige Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Wolfgang Huber, schrieb dazu: „Heute stellt sich die Lebensweise von Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften offenkundig als eine verbindliche Lebensform derer dar, die sich gegen manche diffuse Unverbindlichkeit geistlich konzentrieren und die Freiheit des Glaubens in Gottes Gegenwart aus christlichen Wurzeln heraus gestalten wollen. Sie sind ein Schatz der evangelischen Kirche, den es zu fördern und zu festigen gilt.“

Einen solchen Schatz hat die evangelische Kirche lange schon auch in den Diakonischen Schwesternschaften und Bruderschaften. Im Jahr 2011 feiert die Kaiserswerther Diakonie ihr 175jähriges Jubiläum und die internationale Kaiserswerther Generalkonferenz als weltweiter Verband von fast 100 Diakonissen-Mutterhäuser Kaiserswerther Prägung feiert im gleichen Jahr ihr 150. Jubiläum. Der VEDD (Verband Ev. Diakonien-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften) kann im Jahr 2013 und der Zehlendorfer Verband im Jahr 2016 auf sein 100jähriges Bestehen zurückblicken. Diese ‚Verbände

im Diakonot' (VID) bilden eine Arbeitsgemeinschaft, zu der in den Mitgliedsverbänden 19.000 Mitarbeitende gehören. Welch ein Reichtum und Schatz der und in der Kirche! Ihnen ist die Einladung zu der Begegnungstagung „Wirf dein Seil hinüber – Haltetaue der Sehnsucht“ im November 2010 zu verdanken, an der auch zahlreiche Mitglieder der neuen geistlichen Gemeinschaften und Kommunitäten teilnahmen.

Welch ein Schatz tut sich da auf – keine wunderlichen Exoten in der Kirche der Reformation, sondern Menschen, deren Herzen „brennt“ und voller Sehnsucht ist nach dem, was dem Leben Mitte und Sinn gibt aus dem Evangelium. Die evangelische Kirche wird sich dieses Schatzes zunehmend bewusst. Die Gemeinschaften wollen ja auch nicht für sich selbst leben, sondern öffnen sich für andere – als „Kloster auf Zeit“, als Raum der Stille mitten im Strom der Zeit, um Halt zu finden vor Gott und in sich.

Hier bringen die Schwesternschaften und Bruderschaften ihre eigene Erfahrung mit ein. Ihre Mitglieder sind ja bewusst Teil einer Gemeinschaft, die ihren Dienst nicht nur als Arbeitsverhältnis versteht, sondern als „Gottesdienst im Alltag der Welt“. Wie das heute aussehen und gestaltet werden kann, ist eben nicht nur eine Frage von „Anstellungsverträgen“, sondern eine geistliche Herausforderung, vor der die Gemeinschaften und die Kirche stehen.

Geistliche Prozesse sind nicht mit einfachen Antworten zu erledigen. Sie brauchen das gemeinsame Gespräch, den Austausch untereinander, die Wahrnehmung der Prozesse, in denen andere Menschen innerhalb der Kirche stehen, das persönliche wie auch das gemeinsame Gebet, die Praxis Pietatis, die Frömmigkeit, die gemeinsame Suche nach Antworten – und das brennende Herz voller Sehnsucht nach der Erfüllung jener Verheißung, die uns im Glauben an Jesus Christus geschenkt ist.

Eine solche Spiritualität ist kein Modewort, kein Schlagwort, sondern ein „Lebe-Wort“ und zugleich Speise für „unterwegs“. Die evangelische Kirche ist dankbar dafür, dass es diesen Schatz aus geistlichen Gemeinschaften in ihr gibt. Manchmal darf ich verwundert feststellen: Wir ernten, wo wir nicht gesät haben – weil ein anderer es getan hat. Innerhalb unserer Kirche gilt es eben auch, unsere „alten“ Gemeinschaften – Schwestern- und Bruderschaften – als geistliche Gemeinschaften wieder zu entdecken.

Deshalb wünschte ich mir, es gäbe noch mehr solcher Begegnungen innerhalb, aber auch jenseits der Grenzen der evangelischen Kirche, denn eigentlich sind die Gemeinschaften ein wahrhaft ökumenischer Schatz. Das zeigen viele parallele Entwicklungen in der katholischen wie in der anglikanischen Kirche, gerade in den eher säkularisierten Ländern des Westens. Die Sehnsucht nach den „Haltetauen“ gibt es nicht nur in unserem Land.

*Jürgen Johannesdotter,  
Landesbischof i. R.*

# BEGEGNUNGSTAGUNG „GEISTLICHE GEMEINSCHAFTEN“

Die Verbände im Diakonot ViD haben die Gemeinschaften im Raum der evangelischen Kirchen zu einer Begegnungstagung vom 19. - 21. November 2010 nach Berlin eingeladen.

„Wirf dein Seil hinüber - Haltetaue der Sehnsucht“ ist der Titel einer Begegnungstagung der Verbände im Diakonot ViD, die vom 19. - 21. November 2010 auf dem Gelände des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf stattfand. Eingeladen waren alle Gemeinschaften im Raum der evangelischen Kirchen. Die Tagung wurde in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche in Deutschland EKD und ihrem Diakonischen Werk durchgeführt.

Geistliche Gemeinschaften sind Thema der Begegnung. Bei aller Unterschiedlichkeit ist die Pflege einer besonderen Spiritualität und diakonischen Haltung Kennzeichen für alle Gemeinschaften. Sie sind oft verbunden mit Diakonischen Einrichtungsträgern. Den Mitgliedern ist die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft für ihr Selbstverständnis wesentlich. Gerade heute entstehen wieder neue Gemeinschaften mit innovativen Formen gemeinsamen Lebens. Sie sind Impulsgeber für die Kirche und für das spirituelle Leben der Gegenwart. Oft füllen sie alte Klosteranlagen mit neuem Leben und führen Häuser der Stille, die für die Kirche eine wichtige Bereicherung sind.

Die Tagung soll der Begegnung dienen und die Wahrnehmung dafür schärfen, was Geistliche Gemeinschaften heute bewegt und anziehend macht. Cornelia Coenen-Marx, Oberkirchenrätin für Sozial- und Gesellschaftspolitische Fragen der Evangelischen Kirche in Deutschland EKD, sowie Peter Zimmerling, Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig, beteiligten sich mit Impulsreferaten an der Begegnung.

Ebenfalls teilgenommen hat der EKD-Beauftragte für Kommunen, Bischof i.R. Jürgen Johannesdotter. Interviews mit Vertreterinnen der weltweiten Diakonie sowie der diakonischen und ökumenischen Gemeinschaften ergänzten das Programm ebenso wie eine Podiumsdiskussion zur Beziehung der Gemeinschaften zu Bildung, Kirche und sozialer Verantwortung.

Die ViD bilden eine Arbeitsgemeinschaft, die sich mit Fragen des Diakonats, der diakonischen Ausbildung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie mit Fragen der Förderung Diakonischer geistlicher Gemeinschaften befasst. In den Mitgliedsgemeinschaften der ViD sind ca. 19.000 Mitarbeitende im Diakonot organisiert. Den ViD gehören der Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissen-Mutterhäuser (KWV), der VEDD (Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland)

und der ZVED (Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie) und freikirchliche Diakonissenmutterhäuser an. Die ‚Verbände im Diakonot‘ (ViD) gehören als sogenannte ‚Personenverbände‘ der Fachgruppe IV der Fachverbandskonferenz des DW/EKD mit über 80 Fachverbänden an.

*Dipl. theol. Thomas Flügge,  
Bern/Berlin, den 4. Oktober 2010  
Pressesprecher des Kaiserswerther Verbandes*



**Gruppenfoto auf dem Gelände des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf**

# TAGUNGS- TEILNEHMER/INNEN

**Schwester Angelika von Wolff,**  
Anhaltische Diakonissenanstalt Dessau

**Hilde Ott,**  
Basisgemeinde Wulfshagenerhütten Berlin

**Clemens Weber,**  
Basisgemeinde Wulfshagenerhütten Berlin

**Diakonin Annegret Konrad,**  
Beauftragte der Kirchenleitung für die Berufsgruppe der  
Gemeindepädagogen/innen + Diakone/innen, Kiel

**Diakon Gotthard Pissang,**  
Brüder- und Schwesternschaft Martinshof Rothenburg

**Diakonin Katrin Weinert,**  
Brüder- und Schwesternschaft Martinshof Rothenburg

**Diakonisse Wera Ledebuhr,**  
DA Emmaus Niesky

**Oberin Diakonisse Renate Lippe,**  
Deutscher Gemeinschafts-Diakonieverband, Marburg

**Diakonin Martina Bender,**  
Diakonische Gemeinschaft Hephata, Schwalmstadt

**Diakonin Manuela Morkel,**  
Diakonische Gemeinschaft Hephata, Schwalmstadt

**Diakon Karl Heinz Schulz,**  
Diakonische Gemeinschaft Hephata, Schwalmstadt

**Diakon Reinhard Neumann,**  
Diak. Gemeinschaft Nazareth, Bielefeld

**Diakonisse Andrea Kammer,**  
Diak.-Mutterhaus Neuvandsburg, Elbingerode/Harz

**Diakonisse Kerstin Malycha,**  
Diak.-Mutterhaus Neuvandsburg, Elbingerode/Harz

**Pfr. Friedrich Drechsler,**  
Diakonenhaus Moritzburg

**Schwester Ulrike Kellner,**  
DIAKONIA Weltbund, München

**Oberin Sr. Erna Biewald,**  
Diakonie Neuendettelsau

**Diakon Harald Schröder,**  
Diakoniegemeinschaft Stephansstift Hannover

**Dr. Ingolf Hübner,**  
Diakonisches Werk der EKD

**Pfarrerin Dr. Katharina Wiefel-Jenner,**  
Diakonissen-Mutterhaus Hamburg

**Oberin Sr. Ilse Dohna,**  
Diakonissenmutterhaus Münster

**Ltd. Schwester Roswitha Buff,**  
DSB Neuendettelsau

**Diakonin Simone Meisel,**  
DSB Neuendettelsau

**Landesbischof i.R. Jürgen Johannesdotter,** EKD

**Oberkirchenrätin Cornelia Coenen-Marx,** EKD

**Schwester Katrin Kammer,**  
Elisabethstift, Berlin-Hermsdorf

**Oberin Constanze Schlecht,**  
Ev. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf

**Pfr. Horst Leckner,**  
Ev. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf

**Oberin Doris Horn,**  
Ev. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf

**Schwester Margret Rösen,**  
Ev. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf

**Katja Huenges,**  
Ev. Kirchengemeinde Hagenow

**Oberin Sr. Esther Selle,**  
Ev.-Luth. Diakonissenanstalt Dresden

**Bruder Danilo Beger,**  
Ev.-Luth. Diakonissenanstalt Dresden

**Schwester Andrea Fehrmann,**  
Ev.-Luth. Diakonissenanstalt Dresden

**Schwester Cornelia Händel,**  
Ev.-Luth. Diakonissenanstalt Dresden

**Schwester Elisabeth Rau,**  
Ev.-Luth. Diakonissenanstalt Dresden

**Schwester Nelli Warkentin,**  
Ev.-Luth. Diakonissenanstalt Dresden

**Pfarrerin Oberin Gabriele Phieler,**  
Ev.-Luth. Diakonissenhaus, Eisenach

**Schwester Elisabeth Breitenbach,**  
Frankfurter Diakonissenhaus



**Diakonisse Hanna Lachenmann,**  
Frankfurter Diakonissenhaus

**Schwester Claudia Schmidt,**  
Frankfurter Diakonissenhaus

**Schwester Sabine Ritter,**  
Friederikenstift Hannover

**Pfr. Dr. Thomas Zippert,**  
Hephata, Schwalmstadt

**Kirchenrätin Dr. Christine-Ruth Müller,**  
Kaiserswerther Verband

**Pfr. Frieder Grau,**  
Karlshöhe Ludwigsburg

**Äbtissin Bärbel Görcke,**  
Kloster Mariensee, Neustadt a. Rbg.

**Pfarrerinnen Antje Heider-Rottwilm,**  
Laurentiuskonvent Hamburg

**Elke Pechmann,**  
OJC Ökumen. Kommunität / EKD

**Schwester Anja Hitschfeld,**  
Ordo Pacis

**Wolfgang Thielmann,**  
Journalist, Rheinischer Merkur / Christ und Welt

**Schwester Sigrid Hilburg,**  
Schwestern- und Bruderschaft Sophienhaus Weimar

**Schwester Elisabeth Schäffer,**  
Schwesterngemeinschaft in der VEM, Wuppertal

**Georg Schubert,**  
Stadtkloster Segen Berlin

**Bruder Otto Haußecker,**  
Tertiärgem. d. Community Christusbruderschaft Selbitz

**Prof. Dr. Peter Zimmerling,**  
Universität Leipzig

**Diakon C. Christian Klein,**  
VEDD Verband Ev. Diakonen

**Diakon Erhard Schübel,**  
VEDD Verband Ev. Diakonen

**Diakonin Marlis Seedorff,**  
VEDD Verband Ev. Diakonen

**Pfr. Dr. Martin Zentgraf,**  
Zehlendorfer Verband

## LIED DER TAGUNG

Ich werfe meine Fragen hinüber



Ich wer - fe mei - ne Fra - gen hin -  
ü - ber wie ein Tau von ei - nem Schiff ans  
Land. Viel - leicht ist ei - ner da und greift her -  
ü - ber. Viel - leicht, viel - leicht nimmt  
ei - ner mich an mei - ner Hand. Wenn  
Gott es ist, der mei - ne Fra - gen auf -  
fängt und nicht läßt, wenn Gott es ist, dann  
hält er mich mit mei - nen Fra - gen fest.

Ich werfe meine Bitten hinüber / wie ein Tau von einem Schiff  
ans Land. / Vielleicht ist einer da und greift herüber. / Vielleicht,  
vielleicht nimmt einer mich an meiner Hand. / Wenn Gott es ist,  
der meine Bitten auffängt und nicht läßt, / wenn Gott es ist, dann  
hält er mich mit meinen Bitten fest. **2**

Ich werfe meine Angst zu dir hinüber / wie ein Tau von einem  
Schiff ans Land. / Vielleicht bist du dann da und greifst her-  
über. / Vielleicht, vielleicht nimmst du mich dann an meiner  
Hand. / Wenn Gott es ist, der meine Ängste auffängt und nicht  
läßt, / wenn Gott es ist, dann hält er mich mit meinen Ängsten  
fest. **3**

Ich werfe meinen Dank zu dir hinüber / wie ein Tau von einem  
Schiff ans Land. / Denn du bist da und greifst zu mir herüber. /  
Denn du bist da, bist da und nimmst mich an der Hand. / Weil  
Gott es ist, der all mein Danken auffängt und nicht läßt, / weil  
Gott es ist, hält er auch mich mit meinem Danken fest. **4**

Text: Ulrich Fick 1976  
Melodie: Gerhard Kloft 1976

EG 627 - Ausgabe für die Evangelische  
Landeskirche in Württemberg

## Freitag, 19.11.2010

- 16.30 h Treffen der Veranstalter  
OKR'in Cornelia Coenen-Marx (EKD),  
Dr. Ingolf Hübner (Diakonisches Werk/EKD),  
KR Dr. Christine-Ruth Müller (KWV),  
Diakon C. Christian Klein (VEDD),  
Pfr. Dr. Martin Zentgraf (Zehlendorfer Verband)
- 17.30 h Anreise / Einchecken  
18.00 h Ankommen / gemeinsames Abendessen
- 19.00 h Begrüßung, OKR'in Cornelia Coenen-Marx  
Interviews  
Moderation: OKR'in Cornelia Coenen-Marx
- Kloster Mariensee:  
Äbtissin Bärbel Görcke, Neustadt a. Rbge.
  - Gemeinschaftsmutterhäuser:  
Oberin Renate Lippe, Marburg
  - Segenskloster: Georg Schubert, Berlin
  - Ordo Pacis:  
Pfr.'in Dr. Katharina Wiefel-Jenner, Berlin
  - Tertiärgemeinschaft der Communität  
Christusbruderschaft Selbitz: Otto Haußecker
  - Basisgemeinde Wulfshagenerhütten Berlin:  
Hilde Ott
- „Bistro der Gemeinschaften“:  
7 Tische zu je 8 Personen („World café“)  
(Gastgeber/innen: KR Dr. Christine-Ruth Müller,  
Diakon C. Christian Klein, Pfr. Dr. Martin Zentgraf,  
Diakonin Marlis Seedorff, Dr. Ingolf Hübner,  
Oberin Sr. Esther Selle, Pfr. Horst Leckner)
- 21.30 h Abendsegen, Landesbischof i. R. Jürgen Johannes-  
dotter, EKD

## Samstag, 20.11.2010

- 08.00 h Morgengebet, Dr. Ingolf Hübner  
08.30 h Frühstück
- 09.30 h Grußwort, Bischof i. R. Jürgen Johannesdotter,  
EKD
- Vortrag: „Wirf dein Seil hinüber – Haltetaue der  
Sehnsucht“, OKR'in Cornelia Coenen-Marx
- Arbeitsgruppen mit Impulsen
- 12.00 h Mittagsgebet, Pfr. Horst Leckner
- 12.30 h Mittagessen / Mittagspause  
14.30 h Stehkaffee / Kuchen

- 15.00 h Vortrag: „Neue Formen der Vergemeinschaftung“,  
Prof. Dr. Peter Zimmerling, Leipzig

### Interviews

- Journalist Wolfgang Thielmann, Bonn  
(Rheinischer Merkur - Christ und Welt)
- Weltweite Diakonie:  
Oberin Doris Horn, Mülheim
  - Diakonische Gemeinschaften heute:  
Oberin Sr. Esther Selle, Dresden
  - Ökumenische Gemeinschaft:  
Pfr.'in Antje Heider-Rottwilm, Hamburg  
(Laurentiuskonvent)
  - Schwesterngemeinschaft in der VEM:  
Pfr.'in Elisabeth Schäffer, Wuppertal

- 18.00 h Abendgebet, Oberin Constanze Schlecht, Berlin  
18.30 h Abendessen

- 19.30 h Interviews: „Mein Weg in die Gemeinschaft ...“,  
Moderation: Oberin Sr. Esther Selle, Dresden
- Ordo Pacis: Sr. Anja Hitschfeld
  - Ev. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf:  
Oberin Constanze Schlecht
  - Ev.-Luth. Diakonissenanstalt Dresden:  
Danilo Beger
  - VEDD: Diakonin Marlis Seedorff, Berlin
  - Kaiserswerther Schwesternschaft:  
Generalsekretärin Sr. Ulrike Kellner

- 21.30 h Abendsegen, Diakon C. Christian Klein

## Sonntag, 21.11.2010 - Ewigkeitssonntag

- 08.00 h Frühstück
- 09.00 h Gottesdienst, Pfr. Dr. Martin Zentgraf und Team
- 10.30 h Podiumsdiskussion: „Gemeinschaften in  
Beziehung zu Bildung, Kirche und Spiritualität  
sowie zu sozialer Verantwortung“  
Moderation: Diakon C. Christian Klein
- Prof. Dr. Peter Zimmerling
  - Pfr. Dr. Thomas Zippert
  - Pfr.'in Antje Heider-Rottwilm
  - Pfr.'in Dr. Katharina Wiefel-Jenner
  - Dr. Ingolf Hübner
- 
- Reisesegen, KR Dr. Christine-Ruth Müller
- 12.30 h Mittagessen

**Referat von Oberkirchenrätin Cornelia Coenen-Marx, EKD, auf der Begegnungstagung „Geistliche Gemeinschaften“**

## 1. Sehnsucht nach Gemeinschaft

Es gibt eine Frage, die ich in meiner Zeit als Kaiserswerther Vorsteherin so oft gehört habe wie keine andere. Die Frage heißt: „Wie viele Diakonissen haben Sie denn noch?“ Wenn Besucherinnen und Besucher das Mutterhaus besichtigten, fragten sie regelmäßig, und immer war die Freude groß, wenn denn noch einmal eine Schwester in Tracht und Haube zu sehen war. Fast jeder konnte von der Gemeindeschwester erzählen, die den Kindergarten geleitet und die Oma gepflegt hatte, viele von einer Tante, die Diakonisse gewesen war. Die Melancholie, die in diesen Fragen steckte, konnte ich gut verstehen - auch ich kenne den dunkelblauen Stoff mit den hellblauen Pünktchen seit frühester Kindheit. Und trotzdem fand ich die nicht enden wollende Trauer über das allmähliche Sterben der alten Gemeinschaft mühsam. „Wie viele Schwestern haben Sie denn noch?“ Die Sentimentalität in dieser Frage macht es schwierig, loszulassen und Neues zu gestalten. Tatsächlich: Wann immer wir eingeladen haben in den Berufstätigenkonvent, war die Öffentlichkeit vor allem enttäuscht, dass nichts mehr so schien, wie es war. Erwartungen von außen können auch unsere eigene Entwicklung einengen. Eine realistische Wahrnehmung ist die notwendige Voraussetzung für einen neuen Anfang - und vielleicht hat es einen tiefen Sinn, dass wir heute am Ende des Kirchenjahrs hier zusammen sind - in einer Zeit des Abschiednehmens voller Hoffnung auf einen neuen Anfang.

Ich habe manchmal an die alte Wüstenvätergeschichte gedacht, in der ein Pilger an einer Baustelle vorbeikommt. Es scheint eine Abtei zu sein, an der gearbeitet wird. Der Pilger spricht einen Mann an, der davor sitzt und die Arbeit beaufsichtigt - es scheint ein Mönch zu sein. Und es stellt sich heraus: das ist sogar der Abt: „Oh, es tut so gut zu sehen, dass an einem Kloster gebaut wird“, sagt der Pilger. „Nein“, sagt der Abt, „wir reißen es ab“. „Sie reißen es selber ab? Warum denn?“ „Damit wir wieder im Morgengrauen den Sonnenaufgang sehen können“, sagt der Abt.

Ja, es kann passieren, dass wir vor lauter Traditionsgebäuden vergessen, worum es eigentlich geht und was Kern unseres Auftrags ist. In Kaiserswerth jedenfalls hatte ich oft das Gefühl, dass die Traurigkeit sich zu sehr an den alten Formen festmachte und die Asche konservierte, statt nach dem Feuer unter der Glut zu fragen. Interessanterweise waren es aber nicht nur die meist älteren Patienten, Angehörige und Mutterhausbesucher, die fragten. Auch bei den Einführungsseminaren für neue Mitarbeitende faszinierte nichts so sehr wie die Berichte der alten Diakonissen über ihren Alltag in der Gemeinschaft. Dabei kam es eigentlich nicht darauf an, ob die Schwester, die da erzählte, Tracht und Haube trug. Ihre

Erfahrungen waren gefragt - Erfahrungen aus einer anderen Welt. Da gehörten der gemeinsame Mittagstisch und die Tagzeitengebete noch selbstverständlich zum Arbeitsalltag. Da blieb Zeit, an einem Sterbebett zu sitzen - wenn es sein musste, bis in die Nacht. Da gehörten die Küchenschwestern genauso zur Gemeinschaft wie die Stationsleitungen und kein Tarif spaltete die Kerntruppe vom outgesourceten Rest. Schwestern erzählten von ihren Berufskarrieren mit immer neuen Stationen und immer neuen Lernerfahrungen, von Auslandsaufenthalten in Brasilien, Rom, Jerusalem - von Karrieren, die heute in verantwortliche Leitungspositionen führen konnten und einen morgen wieder auf die Schulbank brachten, down to earth. Beim Erzählen leuchteten die Augen der Zuhörerinnen.

Und das, obwohl jeder wusste, dass dieses Leben seinen Preis hatte: Diese Sterbebegleitung war nur möglich, weil Schwestern so mit ihren Stationen verbunden waren, dass sie dort lebten und oft genug auch übernachteten. Der gemeinsame Mittagstisch war nur möglich, weil das Mutterhaus seine Töchter versorgte - und weil jede von ihnen auf eine eigene Familie verzichtete. Die Gleichstellung aller Dienste war nur möglich, weil alle auf Einkommen verzichteten. Ins Ausland, wo manche auflebten, wurde man geschickt - oft genug, ohne die Sprache vorher zu lernen. Entschiedenheit, Courage, Verzicht und Konzentration waren der Schlüssel für dieses Leben; das wussten die jungen Mitarbeiterinnen, die so begeistert zuhörten. Aber das änderte nichts an der Faszination.

Es ist wohl eine verlockende Vorstellung, sich einordnen zu können in ein größeres Ganzes und den komplexen, funktionalisierten Alltag mit all seinen Konflikten hinter sich zu lassen. Die Schmerzen der Autonomie, des dauernden Zwangs zu entscheiden, sich selbst immer neu zu erfinden und immer wieder unterschiedlichste Rollen zu vereinbaren - einfach hinter sich zu lassen. Ich weiß aber auch: Menschen sehnen sich danach, ihre Berufung zu kennen, zu tun, was ihnen entspricht, und der Stimme ihres Herzens zu folgen. Menschen möchten einen unverwechselbaren Beitrag leisten. George Bernhard Shaw - eher ein Skeptiker als ein überzeugter Christ - hat das einmal in Sätze gekleidet, die erschreckend steil und unmodern sind, aber diese Sehnsucht wohl treffen. „Dies ist die wahre Freude im Leben - gebraucht zu werden für einen Zweck, den man selbst als einen mächtigen erkennt, vollständig aufgebraucht zu sein, bevor man auf den Müllhaufen geworfen wird. Eine Naturkraft zu sein, statt ein kleiner, fiebernder, egoistischer Klumpen der Wehleidigkeit und des Jammers, der sich beschwert, dass die Welt sich nicht aufopfern will, ihn glücklich zu machen.“ Gebraucht werden und die eigene Berufung erkennen, Teil eines Ganzen sein und Zugehörigkeit spüren - das ist gerade in unserer individualisierten Moderne gefragt.

Als ich als Vorsteherin in Kaiserswerth anfang, waren gerade zwei neue junge Schwestern eingeführt worden. Eine von den beiden wollte sich noch einmal ganz hineingeben in diese Tradition des Dienstes, der Hingabe und Selbstvergessenheit - sie trug im ersten Jahr nach der Einsegnung Tracht und Haube als sichtbares Zeichen der Sehnsucht nach einem



anderen Leben. „Ich werfe meine Sehnsucht zu Dir rüber – wie ein Tau von einem Schiff an Land“, heißt es in einem Lied. „Vielleicht ist einer da und holt mich rüber, vielleicht, vielleicht, vielleicht nimmt einer mich an meiner Hand.“

Gemeinschaften sind Haltetaue der Sehnsucht, sie symbolisieren einen Geist, der den Egoismus unserer Gegenwart überschreitet. Vor allem das Werden und Wachsen neuer Gemeinschaften symbolisiert „das Ende der Egomane“, wie es Horst-Eberhard Richter schon vor Jahren in einem Buch über die Krise des westlichen Bewusstseins nannte. Gemeinschaften sind Hoffungsanker gegen den Schmerz der Einsamkeit. Aber dieser Schmerz, das werden wir gleich sehen, lebt natürlich auch in der Gemeinschaft. Und die jungen Novizinnen wurden, wie es wohl überall geschieht, sehr schnell zu Hoffnungsträgerinnen einer alternden Gemeinschaft – eine Rolle, der wohl kaum jemand auf Dauer gewachsen ist. Keine von beiden gehört mehr dazu.

## 2. Wir können unserer Zeit nicht entfliehen

„Was in zwei Koffer passt“ heißt das Buch von Veronika Peters über ihre Klosterjahre als Benediktinerin. Sie erzählt darin von der Faszination des alternativen Lebens, den Rückzugsmöglichkeiten in einem Kloster, der Suche nach dem Grund des Daseins, nach einem Leben, das größer ist als unser eigenes. Sie erzählt aber auch davon, dass sie nach einem Theologiestudium von der Mutter Oberin zur Leiterin einer Buchhandlung ernannt wird und wie sie dort, mitten im Kloster, einen ganz normalen Arbeitsalltag erlebt. Hierarchie und Aufträge, Wettbewerb und Management, Planungen und Ergebnisse – so hatte sie sich das nicht vorgestellt. Die Klosterfrau wird zur Chefeinkäuferin, Computerfachfrau, Dekorateurin, Verkäuferin, schließlich auch zur Organisatorin von gut besuchten Lesungen – und hat plötzlich einen Fulltime-Job mit respektabler Erfolgsquote. Nur hat dieses Alltagsleben nichts mehr mit dem zu tun, was sie im Kloster gesucht hatte. Sie leistet einen Beitrag zur finanziellen Sicherung der Gemeinschaft – aber sie spürt nichts von dem spirituellen Feuer, das die Gemeinschaft wärmt.

Oder, so überlegt sie, fehlt es ihr an Gemeinschaftsfähigkeit? Veronika erlebt die Einbindung in ein festes, manchmal enges, manchmal wunderbares Gefüge, aus dem sich zu lösen es einen guten Grund braucht. Aber manchmal, so schreibt sie, „legt sich die Bindung an diesen Ort wie eine Schlinge um meinen Hals.“

Die Suche nach Zugehörigkeit und Bindung, nach Rückbindung – denn nichts anderes bedeutet ja „Religion“ – zeigt ihre Kehrseite: eingebunden sein, an einen Ort gebunden sein, keine großen Sprünge machen können. In einer Zeit, in der die meisten Menschen sich aus überkommenen Bindungen lösen, trifft das zwar unsere Sehnsucht – ist aber auch eine große Herausforderung.

Das Buch erzählt, wie Veronika allmählich zu einer erfolgreichen Geschäftsfrau wird und, fast ohne es zu merken, in immer stärkere Distanz zum Kloster gerät. Der Spagat

zwischen Geschäft und Gemeinschaft wird zur Zerreißprobe, immer weniger nimmt sie am Klosterleben teil. Aus der äußeren Distanz wird eine innere. So verliebt sie sich, ohne es selbst zunächst zu merken, in einen Kunden ihrer Buchhandlung, mit dem sie zunächst nur Bücher, Texte, Gedichte teilt. Und packt dann kurz entschlossen, in einer plötzlich sehr klaren Entscheidung, was in zwei Koffer passt – und verlässt das Kloster.

„Ich habe diesen Ort geliebt“, schreibt sie am Schluss ihres Buches. „Er war etwas Besonderes, auch wenn er nicht gehalten hat, was ich mir von ihm versprach. Eine abgeschlossene, kleine Welt, die ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten folgte. Der Garten, die Psalmengesänge, die Frauen, auf deren Freundschaft ich immer stolz sein werde. Raphaelas Mütterlichkeit, Luises Weisheit, Marias Freundlichkeit, Pias borstige Treue, Hedwigs warmer Gesang, Margaritas trockener Humor, Simones klarer Verstand – die Liste könnte noch länger sein. Jeder einzelnen verdanke ich viel. Es war eine wichtige Zeit, trotz – oder gerade wegen – all der inneren Kämpfe und Widerstände.“

Ich könnte hier meine eigene Liste imponierender Frauen anhängen, denn ich habe beim Lesen dieses Buches vieles und viele wieder erkannt. Vor allem aber habe ich bestimmte Muster wieder erkannt:

- Da ist ein Ort voller Geschichte und Schönheit, ein Kloster, ein Mutterhaus, ein Pilgerort, der eine besondere Faszination ausstrahlt. Ein „durchbeteter Ort“ sei unsere Mutterhauskirche, sagten Mitarbeiter gern. Und sie hätten sie gern weiter ausgeschmückt und auch für andere geöffnet: mit Ikonen und Weihwasserbecken, mit Gebetsbänken und Teppichen. Zu diesem Ort gehören der Park und der Friedhof, aber auch die Ursprungsgeschichte, die Legenden der Gründer, die alten Bilder. Heimat und Geborgenheit finden wir an Plätzen, die über sich selbst hinausweisen und Wurzeln haben in einer anderen Zeit.
- Da sind die Rituale, die Liturgien und Gesänge, die Tagzeitengebete, zu denen die Gemeinschaft aus der Zerstreuung des Tages zusammenkommt – die Glocken, die zu allen Gebetszeiten zu hören sind und wie ein Weckruf über dem Gelände nachklingen: Angebote zur Sammlung, zur Konzentration und Stille. „Sammlung“, schreibt Emanuel Jungclaussen, „ist nicht nur der Gegensatz zur Zerstreuung, sie ist die Antithese zu allem Aufgeben an der Peripherie und zum Sich-Gehen-Lassen. Sammlung ist das Einheitlich-Werden der ganzen Person, das Erwachen zum eigentlichen Selbst, der Durchbruch in die Tiefe. Nur der Gesammelte ist wirklich wach. Nur der Wache lebt wirklich.“
- Und schließlich die Menschen, mit denen man sich intensiv auseinandersetzt und die einem allmählich zur Familie werden – die in unseren Gesichtern lesen könnten und uns verbunden bleiben. Dass das bruchstückhaft erkannte Du tiefer menschlicher Beziehungen eines Tages einmündet in das große Du der Ewigkeit, dass wir hinter all dem Fragmentarischen, manchmal Schmerzhaften

und jedenfalls Fehlerhaften menschlicher Gemeinschaft die Gemeinschaft der Heiligen erkennen und auch für Augenblicke erfahren; das wünschen wir uns alle. Und es kann geschehen: in der plötzlichen Übereinkunft nach langer Suche, im gemeinsamen Gesang der verschiedenen Stimmen, in der Stille des Gebets, in einer gemeinsamen Aufgabe.

- Aber auch etwas anderes habe ich wiedererkannt: den Alltag der Gemeinschaft. Den Berufsalltag, die Auseinandersetzungen innerhalb der Hierarchie, die schmerzhaften Konkurrenzkämpfe zwischen den Schwestern, die Zerreißproben zwischen Geschäft und Kontemplation. Zumindest für die Schwesternschaften in den großen diakonischen Unternehmen sind diese Zerreißproben zum Alltag geworden.
- Die Vorstellung, dass berufstätige Schwestern am Morgen- und Abendgebet teilnehmen könnten, wurde schon lange aufgegeben - zumeist liegen die Gebetszeiten so, dass sie mit den Schichten nicht vereinbar sind. Kontemplation für Mitarbeitende - das ist Privatsache geworden, Freizeit also - für die meisten ist es nicht mehr attraktiv, sie im beruflichen Kontext zu verbringen. Zu sehr reibt sich die Logik der Dienstleistung, die sich um Gewinn und Nutzen dreht, mit der der Gemeinschaft, die auf Gabenaustausch basiert. Die Logik der Unternehmen, in denen Management, Strategie und Planung zählen und die Uhr diktiert, kollidiert mit denen des Dienstes, der auf Personalität und Beziehungsgestaltung basiert. Es kann nicht verwundern, dass viele Mitarbeitende es als Widerspruch erleben, wenn diakonische Unternehmen spirituelle Angebote machen. Und manches Finanzamt übrigens sieht darin einen geldwerten Vorteil.
- Wo nicht Sinn gesucht wird, sondern der Nutzen regiert, wo alles in Dienstleistungen beschrieben werden kann, wird dann auch die Frage laut, was die spirituellen Angebote, was die Gemeinschaften dem Unternehmen bringen. Die Funktionalisierung der Moderne macht auch vor dem inneren Kern nicht halt. Und das bedeutet: sie berührt auch die Personen, die einander in der Gemeinschaft begegnen - mit ihren unterschiedlichen Berufsbiographien, den verschiedenen Kompetenzen und Hierarchiestufen. Draußen halten lässt sich nichts. Die Frage ist, ob die Kräfte reichen, die Perspektive zu weiten und den Alltag neu zu gestalten. Diejenigen, die wieder gegangen sind, hatten das Gefühl, sie wären an diesem Projekt gescheitert.

Auch Veronika Peters setzt sich mit diesen Fragen auseinander: „Im Buddhismus ist es durchaus üblich, sich für eine Zeit in ein Kloster zu begeben, zu lernen, was man lernen zu müssen glaubt, einen Monat, ein Jahr, zehn Jahre, um dann in eine neue Lebensphase zu treten“, schreibt sie zum Schluss. „Die Nonnen werden das wahrscheinlich nicht so sehen. Ich habe mit ihnen gelebt, gebetet, gearbeitet, das war meistens schön und manchmal gut, aber es musste nicht für die Ewigkeit sein... Gescheitert - nein, weitergegangen.“

### 3. Vom Wunsch nach Achtsamkeit in brüchigen Ordnungen

Andreas Feldtkeller, praktischer Theologe und ehemaliger Vikar im Libanon, hat ein inspirierendes Buch mit dem Titel „Warum denn Religion?“ geschrieben. Darin zeigt er an vielen Beispielen, Texten und Geschichten aus den Weltreligionen, dass Religion nicht nur eine Frage von Bewusstsein und Spiritualität, von Ethik und Sinngebung ist: Sie hat es immer mit Leiblichkeit, Gemeinschaft und Eingebunden-Sein in das Ganze zu tun. Also: mit Herzschlag und Atem, mit Essen und Trinken, mit Pilgern und Bewegtwerden, mit Sexualität und Geschlechterrollen, mit Generationenbeziehungen und Bildung, mit Fürsorge und Pflege, mit Beheimatung an bestimmten Orten und mit den Rhythmen des Jahres und des Lebens. Mit Ordnungen also, die wir dem Ganzen geben. In unserer modernen, mobilen, säkularen westlichen Welt, meint er, seien diese Ordnungen verloren gegangen, sie seien vernachlässigt und missachtet worden. Heute kämen sie auf dem Umweg über andere Religionen wieder zu uns zurück. Mit Atem- und Achtsamkeitsübungen, mit Fastenzeiten und Pilgerwegen, mit der Hospizbewegung, mit einer Aktion wie dem „Anderen Advent“, im Kampf um den arbeitsfreien Sonntag, in den Klöstern auf Zeit und in der Suche nach Gemeinschaft.

Aber die Selbstverständlichkeit, mit der sich frühere Generationen in ihrer religiösen Tradition bergen konnten, ist verloren. Der Zweiklang von Aktion und Kontemplation, von Gottes- und Weltbezug, der das Leben der diakonischen Gemeinschaften bestimmt hatte, ist zerbrochen. Die Bibelworte über den Eingangstüren der Mutter- und Bruderhäuser und die alten Liturgien werden nicht mehr verstanden, die Tischgemeinschaften wichen den Buffets der Caterer, zu denen jeder kommt, wann er Zeit hat, die gemeinsame Tagesstruktur ist zerbrochen, seit Arbeit und Leben auseinandergefallen sind. Die Sehnsucht nach Religion ist ungestillt, aber die Institutionen, in denen Arbeit und Leben, Glaube und Handeln verbunden waren, haben ihren Charakter vollkommen verändert. Das Auseinanderfallen der Gesellschaft in unabhängige Teilsysteme, das Niklas Luhmann so trefflich beschrieben hat, hat vor der Diakonie natürlich nicht haltgemacht: Die Einheit von Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft ist weitgehend aufgelöst - genauso wie die Identität von Institution und Person im diakonischen Amt und die von Arbeit und Leben bei jedem einzelnen Mitarbeiter.

Die neue Suche nach Ganzheitlichkeit wird an persönlichen Erfahrungen festgemacht. Viele möchten ihren Glauben „erden“, durch Handauflegen, Salbung, Berührung. Das Hier und Jetzt des eigenen Körpers bietet den Rahmen für intensive und unmittelbare Wahrnehmung. Rituale gewinnen neue Bedeutung - als gestalteter Ausdruck von Gefühlen, von Übergängen in Zeit und Raum. Die Gemeinschaften, in denen Leiblichkeit und Emotion nur eine sehr vermittelte Rolle spielte, werden auch durch diese Veränderungen herausgefordert. Charlotte Renner, die Kaiserswerther Oberin der sechziger Jahre, hat diese Veränderungen schon 1967 thematisiert. Sie schrieb: der Kern der Gemeinschaft sei „ungeteilte Aufmerksamkeit“ - in „Gebetsstille und Medita-

tion“ - aber auch in der Wahrnehmung des Dienstes. Zeiten des Rückzugs seien dringend nötig, damit der Blick sich klärt und die Perspektive sich öffnet für die Transzendenz hinter der sichtbaren Wirklichkeit.

Die östliche religiöse Tradition spricht in diesem Zusammenhang von „einfühlsamer Präsenz“: Dazu gehören, wie der Psychologe David Richo schreibt, fünf Qualitäten: Aufmerksamkeit, Annahme, Wertschätzung, Zuneigung und Zulassen. Diese Qualitäten sind notwendig, um andere zu unterstützen und mitzufühlen, sie sind aber eben so nötig, um mit den eigenen Schwächen und Fehlern angemessen umzugehen.

Darum geht es auch Veronika Peters: Sie fühlt sich nicht verstanden, wenn die Oberin im Namen der Gemeinschaftsnorm ihre Gefühle verletzt und im Namen des größeren Ganzen über Widersprüche hinweggeht. Es ist nämlich nicht die Suche nach der Wahrheit im Sinne einer Norm, die sie ins Kloster gebracht hat – es ist die Suche nach dem lebendigen Gott und die Hoffnung, dass die Gemeinschaft dafür einen Rahmen bereit halten könnte. Als eine Schwester die unzufriedene Veronika in der Buchhandlung besucht, versucht sie sie dazu zu bewegen, diese Arbeit einfach anzunehmen. Keine Arbeit könne einen Menschen aus der Gemeinschaft heraus treiben, sagt sie, wenn das Fundament stimme. Das Dasein als Ordensfrau sei eine Frage der inneren Haltung. „Und das berühmte Beispiel vom Meister kommt mir in den Sinn, der inmitten einer stark befahrenen Kreuzung unerschütterlich meditiert“, schreibt Veronika. „Es gibt sie, die in die Tiefe dringen, wie auch immer die äußeren Umstände beschaffen sind. Bei mir hat es bislang nur für ein Kratzen an der Oberfläche gereicht, allenfalls die Freilegung der oberen Schicht“.

„Wenn Gott es ist, der meine Sehnsucht annimmt und mich lässt – wenn Gott es ist, dann hält er mich mit meiner Sehnsucht fest.“

#### **4. Freiheit und Verbundenheit: Spannungsfelder der Gemeinschaft**

Fragen wir noch einmal nach dem Rahmen, in dem unsere Gemeinschaften leben und lebten. Eine Neuformulierung des Diakonissenspruches von Hermann Löhe, der auch im Kaiserswerther Mutterhaus einst auf jedem Nachttisch stand („Mein Lohn ist, dass ich darf“) würde „heutzutage eher von der Freiheit reden müssen, zu der uns Christus befreit hat“, schrieb der Kasseler Vorsteher Friedrich Thiele 1963. Die Schwestern müssten in viel betonterer und andersartiger Weise selbst Subjekt ihres Lebens ...werden ...“<sup>1</sup>. Damals belastete die Anpassung der meisten diakonischen Einrichtungen an die Gesundheits- und Rassepolitik des Dritten Reiches die Gewissen vieler Schwestern noch immer schwer. Sie haben sich lebenslang erinnert an die Sterilisationen unter Anleitung der Ärzte und die Entlassung psychisch Kranker mit Billigung der Vorsteher, an die Transporte Behinderter nach Hadamar – das waren Erfahrungen, die die Integrität der Einrichtungen und die Autorität der Vorgesetzten kontaminierten. Mitglieder fühlten sich gezwungen, gegen das eigene Gewissen zu handeln - im Gehorsam gegen

Vorgesetzte, die sich nicht scheuten, noch die Theologie für wirtschaftliche und politische Zwecke zu missbrauchen. Freiheit ist eine Grundvoraussetzung für eine evangelische Gemeinschaft. Haben wir das möglicherweise eine Zeitlang vergessen, weil die Dienstgemeinschaft eben auch den Einrichtungen und Unternehmen diene? Wo Gemeinschaft funktionalisiert wird, ist sie gefährdet.

Heute ist Freiheit eine selbstverständliche Grundlage gemeinschaftlichen Lebens. Über das, was die Gemeinschaft betrifft, entscheiden die gewählten Räte, Vorsteherinnen und Bruderälteste agieren eher als deren Vorsitzende. Die Zeit, in der sie zugleich Dienstvorgesetzte waren, ist ohnehin fast überall vorbei. Gegen seinen oder ihren Willen wird niemand mehr in einen Einsatz gestellt. Und über die Frage, wo jemand wohnt, entscheiden nur noch im Feierabend andere - mit all den schmerzhaften Abhängigkeiten, die dazu gehören - Abhängigkeiten von einem Unternehmen, das längst anderen Gesetzen folgt als denen der Genossenschaften.

Dies ist vielleicht der Augenblick, in dem ich noch einmal deutlich machen muss, dass es gerade in den diakonischen Gemeinschaften vielfältige Überschneidungen zwischen Gemeinschaft, Amt und Beruf gegeben hat. Das ist kein Wunder, wenn man sich klar macht, wie eng Beruf und Berufung in unserer Tradition zusammen gehören. Und es ist mehr als nachvollziehbar, dass gerade die diakonischen Gemeinschaften von Anfang an darum kämpften, das diakonische Amt als äußere Bestätigung der Berufung durch die Kirche zu stärken. Diakonische Gemeinschaften sind damit Gemeinschaften in bestimmten Berufs- und Handlungsfeldern, die den Charakter der Berufung zu diesem Dienst wachhalten wollten – das gilt vor allem für die Pflege, die dabei im Spannungsfeld zwischen Person, Funktionalisierung und Dienstleistung beinahe aufgesogen wurde.

Nach ihrem eigenen Selbstverständnis sind diakonische Gemeinschaften also Konvente von Amtsträgern im Diakonat der Kirche – das gilt vor allem für die Diakoninnen- und Diakonengemeinschaften. Kein Wunder, dass das EKU-Diakonengesetz für die Einsegnung keine Verpflichtung zur Mitgliedschaft in der Gemeinschaft vorsah - und sich jedenfalls darin nicht vom Pfarrdienstrecht unterschied. Für die Berufsausübung ist Gemeinschaft nicht nötig. Nötig ist sie für diejenigen, die sich wünschen, ihre Berufung, vielleicht auch die in einem bestimmten Arbeitsfeld, mit anderen zu teilen und gemeinsam das Feuer zu pflegen, das sie in diesen Dienst gebracht hat. Das aber gelingt nur in Freiheit und jenseits der beruflichen Hierarchien und der Regeln einer Organisation mit ihrer Machtausübung und ihren Sanktionen, die in früherer Zeit bis in die Lebensformen hineinreichten – von der Verlobung der Diakoninnen und Diakone bis hin zur Trennung von Schwestern, die als Freundinnen zusammen lebten.

Heute werden in vielen Gemeinschaften unterschiedliche Lebensformen akzeptiert. So heißt es in der Kaiserswerther Schwesternordnung von 2001: „Ob Frauen verheiratet oder nicht verheiratet sind, ob sie mit Kindern oder kinderlos leben, ob sie voll- oder teilzeitbeschäftigt oder ohne Erwerbs-



arbeit sind - wir akzeptieren, dass sich Frauen je nach Lebenssituation unterschiedlich stark an die Gemeinschaft binden können und möchten. Wir achten untereinander Verletzlichkeit und Grenzen, Träume, Hoffnungen und unterschiedliche Frömmigkeitsstile“. Wer diese Vielfalt zulässt, wird sich allerdings fragen lassen müssen, wie er mit Konflikten umgeht – oder ob solche Toleranz nicht leicht umschlägt in Gleichgültigkeit. Nach meiner Erfahrung werden ‚heiße Themen‘ wie der Umgang mit Geld oder Sexualität nicht immer offen diskutiert. Eine falsch verstandene Freiheit aber kann die Gemeinschaft auseinandertreiben.

„Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan“, heißt es bei Luther. Und er fährt fort: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ Autonomie und Gewissensfreiheit einerseits und die Sehnsucht nach Einheit, die Gestaltung von Gemeinschaft andererseits stehen in Spannung zueinander. Diese Spannung lässt sich nur lösen durch Achtsamkeit und Respekt für die eigenen Werte wie für die der anderen – also durch vertrauensvolle Offenheit und ehrlichen Austausch. Das geordnete Gespräch über Konfliktthemen gehört dazu. Es braucht klare Strukturen und Verabredungen, überschaubare Gruppen und auch die persönliche Ebene von seelsorglicher und geistlicher Begleitung oder auch Supervision, damit das möglich ist. Damit ist die Frage der Kommunikation in Gemeinschaften angesprochen, über die sich, glaube ich, ein eigenes Referat halten ließe: Hier wäre zu sprechen über den Umgang mit „Familiengeheimnissen“ in Gemeinschaften, über ihre Tendenz, sich nach außen abzuschließen und damit auch die Schattenseiten zu verbergen.

Während meiner Zugehörigkeit zur Kaiserswerther Schwesternschaft sind mir diese Fragen sehr bewusst geworden. Ich habe in meinem damaligen Tagebuch nachgeschlagen und noch einmal gelesen, was mir damals im Spannungsfeld von Freiheit und Bezogenheit wesentlich schien:

1. Ich möchte jedem und jeder Mut machen, sich der eigenen Freiheit zu stellen - ihrer Schönheit und auch ihrem Schrecken. Dazu gehört die Notwendigkeit, über das eigene Leben zu entscheiden: über Bindungen, Berufswege und Lebensmittelpunkte. Keine Gemeinschaft darf auf Dauer dazu dienen, vor der Freiheit zu fliehen - in ein Nest kindlicher Geborgenheit. Ich erinnere an das alte klösterliche Bild vom Adlerjungen, das fliegen lernen muss. Es gehört konstitutiv zur Freiheit, dass wir den eigenen Weg finden, aber auch umkehren und Entscheidungen revidieren können.
2. Ich möchte jedem und jeder Mut machen, seine Gaben wahrzunehmen und weiter zu entwickeln und seiner eigenen Berufung nachzugehen. Aber auch: seine Schwächen und Grenzen anzunehmen. Die eigenen Gaben sind notwendig, um zum Aufbau des Ganzen beizutragen. Die Gemeinschaft lebt von den Stärken jedes Einzelnen - aber sie lebt auch mit unseren Schwächen. „Es wird darum gut sein, wenn jeder einzelne einen Auftrag für die Gemeinschaft erhält, damit er in Stunden des Zweifels weiß, dass er gebraucht wird“, schreibt Dietrich Bonhoeffer in

seinem Buch „Gemeinsames Leben“. „Jede christliche Gemeinschaft muss wissen, dass nicht nur die Schwachen die Starken brauchen, sondern dass auch die Starken nicht ohne die Schwachen sein können. Die Ausschaltung der Schwachen ist der Tod der Gemeinschaft.“

3. Ich möchte jedem und jeder Mut machen, sich der eigenen Sehnsucht nach Verbundenheit und der Freude an der Verantwortung zu stellen „Jeder Mensch dürstet nach innerer Verbundenheit“, schreibt Jean Vanier in seinem Buch „In Gemeinschaft leben“ - „aber innere Verbundenheit hat auch ihre Erfordernisse: Man muss aus seiner Nusschale heraus wollen, man muss verwundbar werden, um lieben und andere verstehen zu können, um jeden als einzigartig zu lieben.“ Genau dort aber, wo wir einander verletzen, beginnt auch die Angst vor der Gemeinschaft. In der Spannung zwischen Freiheit und Verbundenheit kommt es darauf an, im Gespräch zu bleiben. Es gilt, die Reaktionen anderer ernst zu nehmen, ohne uns ihnen zu unterwerfen. Kritik, Schweigen, Unterstützung, auch Streit sind verschiedene Weisen der Begleitung auf dem Weg. Ohne Geduld und Vergebung kann keine Gemeinschaft bestehen.
4. Ich möchte jedem und jeder Mut machen, Normen zu hinterfragen. Was gut ist und was schlecht, was Stärke und was Schwäche, ist dabei manchmal nicht so klar, wie es scheint. Verzicht kann Stärke sein oder Schwäche, Schweigen Klugheit oder Feigheit. Normen, die gestern Stabilität gaben, können überholt sein. Gerade Gemeinschaften sind darauf angewiesen, dass Einzelne sich herauswagen, das scheinbar Selbstverständliche in Frage stellen und den Mut haben, wahrhaftig zu sein. Das ist konstitutiv für eine evangelische Gemeinschaft. Gottes Geist ist kein Geist der Gesetzmäßigkeit, sondern der Freiheit. So verwandelt er auch Gemeinschaften in eine neue Zukunft.

Es gibt viele Ähnlichkeiten zwischen Gemeinschaften und Familien. „Um dem Ruf in eine Gemeinschaft zu folgen, muss ich mich entscheiden“, schreibt Vanier. „Einige fliehen davor, weil sie Angst haben, durch die Einwurzelung in eine bestimmte Erde ihre Bewegungsfreiheit zu verlieren... Sicher, wenn man eine Frau heiratet, verzichtet man auf tausend andere! Unsere persönliche Freiheit wird eingeengt. Aber die Freiheit wächst nicht in einem luftleeren Raum. Sie wächst auf einem bestimmten Boden mit bestimmten Menschen. Innerlich wachsen werden wir nur, wenn wir uns anderen gegenüber engagieren“: Hingabe und Selbstwerdung, Loslassen und Gewinnen sind verschränkt - Familienbeziehungen sind der Rahmen, in dem die meisten Menschen erfahren, wie beides zusammen gehört.

Aber auch Familien ringen heute mit der Spannung zwischen Autonomie und Bezogenheit, mit der Suche nach gemeinsamen Werten, Ritualen, einer gemeinsamen Kultur angesichts der unterschiedlichen Biographien und Herkunftskulturen. Manche reden in diesem Zusammenhang von der „Herstellungsleistung“, andere vom Aushandlungsalltag von Familien. Die Sehnsucht vieler Menschen nach Familie, nach Heimat und festen Beziehungen scheint jedenfalls weit größer



zu sein, als die Kraft, die im Alltag nötig ist, sie zu halten und zu gestalten. In einer Kommission zum Thema „Ehe und Familie stärken“ denken wir zurzeit in der EKD darüber nach, was nötig ist, um angesichts wachsender Herausforderungen und Anforderungen an Familien den Zusammenhalt zu stärken. Wie kann es gelingen zwischen dem Ideal der romantischen Liebe und der Überforderung des Familienalltags ein Leben zu gestalten, in dem das Miteinander wachsen kann? Und wie gehen wir dabei mit Scheitern und Neuanfängen um? Mit Verbindlichkeit, Verlässlichkeit und Verantwortlichkeit formuliert das neue EKD-Pfarrdienstrecht die entscheidenden Werte in dem Abschnitt, den man früher „Lebensordnung“ nannte.

Dass Gemeinschaften wie Familien vor den gleichen Herausforderungen stehen, ist mehr als eine zufällige Parallele. Die diakonischen Gemeinschaften des 19. Jahrhunderts entstanden ja in einer Zeit, in der die Herausforderungen für Familien wuchsen, und sie wurden ganz bewusst in familienähnlichen Strukturen aufgebaut. Wenn Beck-Gernsheim heute in einem neuen Buch die Frage stellt: „Was kommt nach der Familie?“ könnten wir uns also unmittelbar anschließen. Welche Gemeinschaften werden zukünftig die Diakonie der Kirche tragen?

## **5. Freundschaft als Kern der Gemeinschaft in Kirche und Diakonie**

Freundschaft ist der Begriff, der mir dabei am ehesten in den Blick kommt. Freundschaften gewinnen an Bedeutung in unserer Gesellschaft. Angesichts wechselnder Jobs und auseinander brechender Ehen ist kaum noch jemand bereit, um eines Partners willen seine Freunde aufzugeben. Unter Freunden gibt es keine Über- und Unterordnung, ein hierarchisches Gefälle, der Nutzeneffekt tritt zurück zugunsten eines Gebens und Nehmens. Freunde stehen zueinander im Auf und Ab, sie entlasten einander, wo möglich, und muten einander, wo möglich, die Wahrheit zu.

„Ihr seid Freunde“, sagt der Johanneische Jesus ein ums andere Mal zu seinen Jüngern. Und „Gemeinschaft der Freunde“, nennt sich die Friedenskirche der Quäker, in der die Gemeinschaft des Sitzens in der Stille und das diakonische Handeln eine besondere Rolle spielen. Heute habe ich den Eindruck, dass die überschaubare Gemeinschaft wieder entdeckt wird – nicht so sehr in der Diakonie, wohl aber in der Kirche, in den Innenstadtkirchen, den alten Abteien und Klöstern. Ich denke an die Heiligkreuz-Kirche in Kreuzberg mit ihrem umfriedeten Garten, der Spirale im Zentrum und dem Konventsraum mit dem runden Tisch unter Dach, die Brücke in Hamburg, das Segens kloster hier in Berlin: Allesamt Orte der Erneuerung. Ich denke aber auch an die Arche-Gruppen, in denen behinderte und nicht behinderte Menschen zusammen leben. An Motoki, das Gemeindefohnzimmer einer jungen Gemeinde in Köln. Plätze der Sammlung in der Zerstreuung. Schutzräume in den Wüsten der Städte. Orte der Klärung. Das ist die Rolle, die Gemeinschaften schon immer gehabt haben - wenn Menschen in der Gesamtkirche nicht fanden, was sie suchten. Ich denke

auch an die Bekennenden Gemeinden in der Zeit des 3. Reiches, die in der Barmer Theologischen Erklärung dann ganz bewusst von der „Gemeinde von Brüdern“ sprachen. (Für mich als Rheinländerin oft besonders merkwürdig, weil dieses Bruder mit dem Nachnamen, auch die spätere Inclusion der Schwestern mit dem Nachnamen einherging, während die Schwestern und Brüder in der Diakonie immer solche mit Vornamen blieben.)

Auch Diakonie ist, vielleicht mehr noch als Kirche, im Kern Gemeinschaft - die Gemeinschaft, in der der verletzte Mensch, der sterbende, der kranke oder behinderte Mensch die gleiche Würde hat wie der gesunde. Die Gemeinschaft auf Zeit, die sich um den Sterbenden herum orchestriert, die Gruppe, die jungen Eltern bei der Geburt ihrer Zwillinge zur Seite steht, der Verein von Eltern behinderter Kinder, die zusammen einen Reiterhof gründen - das ist die Tragkraft der Diakonie. Genauso wie das Mehrgenerationenhaus und die Wohngemeinschaft von jungen Leuten. Diese Art von Gemeinschaften sind lebendiger denn je, sie entstehen an allen Orten, vielleicht weil wir spüren, dass Professionalisierung und Funktionalisierung nicht genügen - das Herz der Diakonie schlägt in der Gemeinschaft. Allerdings entstehen diese Dienstgruppen, in deren Mittelpunkt die Hilfebedürftigen stehen, gelegentlich jenseits der unternehmerischen Diakonie, die sich nach Angeboten und Strategien sortiert. Sie leben von Freiwilligkeit, sie bleiben spontan und frei, sie haben einen anderen Umgang mit Zeit und Gefühlen. Die Seele des Sozialen schlägt in Gemeinschaften - daran hat sich nichts geändert, auch wenn die Formen sich wandeln. Wer aber über die Erneuerung der Gemeinschaft nachdenkt, kommt an diesen Gruppen nicht vorbei.

Und er kommt nicht daran vorbei, darüber nachzudenken, was Kindern und Jugendlichen heute hilft, Gemeinschaftsfähigkeit zu entwickeln. Da nutzt es vielleicht, darüber nachzudenken, was Ihnen selbst einmal geholfen hat. Eine Familie mit mehreren Generationen und vielen Geschwistern vielleicht? Ein Internat oder eine Ferienfreizeit? Die Schulklasse, die über lange Jahre zusammen blieb? Vieles hat sich verändert - die Gruppen, die Strukturen und Werte. Und wenn man an die Schattenseiten der Heim- und Internatserziehung denkt, die auch wir als Kirche mit verantworten, ist das nicht nur negativ.

## **6. Anknüpfungspunkte gelebter Gemeinschaft**

- Da sind zunächst die Häuser und Orte: Die alten Mutter- und Bruderhäuser, die Generationen als ihre Heimat empfinden, evozieren fast unmittelbar eine Gemeinschaftsgeschichte, in der auch die noch Zugehörigkeit erleben, die dort einfach nur ausgebildet wurden oder einen Freiwilligendienst gemacht haben. Die Klöster und alten Abteien auf dem Land wie in den Städten laden als Orte der Sammlung auch in kleine Gemeinschaften ein. Manche dieser Häuser sind nur noch Museen, andere aber sind alte und neue Leuchttürme des Gemeinschaftslebens - und wir müssen uns ihrer Bedeutung neu bewusst werden.

- Traditionell gibt es einen engen Zusammenhang zwischen Gemeinschaftshäusern und Bildungsorten – das geht vom Rauhen Haus bis hin zum früheren Burckhardthaus mit seinem lockeren Netzwerk. Bildung stand und steht zum Teil noch vor der endgültigen Aufnahme in eine Gemeinschaft; sie diente dazu, mit dem Deutungshorizont vertraut zu machen, gab theologische und ethische Orientierung, war wesentlich Persönlichkeitsbildung im Sinne der sozialen und ethischen Kompetenzen. Bildung ermöglicht Selbstbehauptung auch gegenüber unmenschlichen Strukturen. Ganz im Sinne dessen, was Nelson Mandela schreibt: „Wenn Du dich klein machst, dient das der Welt nicht. Es hat nichts mit Erleuchtung zu tun, wenn Du schrumpfst, damit andere sich nicht verunsichert fühlen“: Im Gegenteil: es geht darum, Licht der Welt und Salz der Erde zu sein.
- Gesellschaftliche Herausforderungen sind wichtige Anknüpfungspunkte für Netzwerke und Dienstgruppen – aber nur dann, wenn jemandem ein Schicksal zu Herzen geht, wie das in der Hospiz- und Tafelbewegung geschah. Oder in den Gemeinschaften, die mit behinderten Menschen zusammen leben, in den Welcome-Gruppen der Sorge um Schwangere. Solchen Gruppen fehlt oft ein Ort der Sammlung, manche schaffen auch Neue: in einem Familienbildungszentrum, in einem Trauercafé, in einer Vesperkirche.
- Die Haltetaue, die Menschen auch über große Entfernungen bei der Gemeinschaft halten können, sind lange erprobt: gemeinsame Gebetszeiten, Bibelworte und Liturgien, gemeinsame Zeichen, die den einzelnen erinnern – ein Ring, eine Brosche, ein Armband – gemeinsame Texte, Briefe und Mails, gemeinsame Projekte und Aufgaben.
- Neue Communities entstehen auch in den sozialen Netzwerken, die virtuelle Möglichkeiten für Gemeinschaften bieten. Warum nicht jeden Mittag ein Mittagsgebet in die eigene Facebook-Gruppe schicken? Warum nicht geschlossene Chaträume nutzen, um Probleme der Gemeinschaft zu besprechen? Das Netz ermöglicht ein erstaunliches Maß an Offenheit und spontaner Unterstützung füreinander. Ohne die Enge des Dorfes, eher in der Weite des Hausflures, in den verschiedene Wohnungen münden.

Alles, was Gemeinschaft zusammenhält und Gemeinschaft herausfordert, lässt uns am Ende fragen, was Gemeinschaft ausmacht. Worum geht es? Was ist die Mitte der Gemeinschaft? Ein Ziel, eine Aufgabe? Die Anbetung, die Stille? Manchmal das eine und dann wieder das andere? Gemeinschaften wandeln sich – und in der Mitte unserer Gemeinschaften steht der, der sie wandelt und fordert, der sie trägt und ihr schon immer voraus ist – Jesus Christus selbst. Wo diese Mitte leer ist, wo wir nicht mit ihm unterwegs sind, nutzen auch all unsere Haltetaue nichts. „Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein“, steht in der Eingangstür des Kaiserswerther Mutterhauses – da, wo der Weg hinein lockt, führt er auch wieder heraus zu neuen Ufern.

Ideale Gemeinschaften gibt es nicht. Oder gab es sie einmal, die Gemeinschaften, die sich um einen spirituellen Ort konzentrieren und zugleich Bildungsträger waren, die bundesweite und ökumenische Netze knüpften und dabei Spontaneität und Wandlungsfähigkeit zeigten, die Projekte trugen, ohne sich funktionalisieren zu lassen und die Zugehörigkeit anboten, ohne zu vereinnahmen? Wenn es diese umfassenden Gemeinschaften gab, dann hatten sie auch eine gefährliche, eine totalitäre Seite. Und aus diesem Grund kann ich jedenfalls gut damit leben, dass all unsere Gemeinschaften Fragmente sind. – Das bewahrt vor falscher Totalität und Enge.

Aber gerade darum ist Vernetzung so entscheidend. Gemeinsame Bildungsangebote, zentrale Leuchttürme, ökumenische Netze zum Austausch, Gemeinschaftsprojekte, die von vielen getragen werden – ich könnte mir so manches vorstellen. So manches Nebeneinander verliert heute an Plausibilität für Außenstehende. Voraussetzung für Veränderung ist, dass es gelingt, die Binnenschau aufzugeben und sich – auch mit den eigenen Traurigkeiten – für andere zu öffnen. Manche Klostermauer abzureißen, weil es Wichtigeres gibt. Kurz: die Klage in Kreativität zu verwandeln. Wo Traditionen erodieren und Normen sich an der Wirklichkeit reiben, da spüren wir das – in Resignation, in Wut, in Sehnsucht. Wir spüren, wenn das Feuer unter der Asche verglüht, und wir merken, wenn unsere Berufung erstickt. Viele bleiben dann einfach weg, sie schweigen oder kommen nicht mehr. Aber diese Gefühle sind gute Wegweiser zur Neugestaltung. Es gilt, sie ernst zu nehmen und in die Hand zu nehmen und nicht nur die Sehnsucht, sondern auch die Angst hinüber zu werfen – wie ein Tau von einem Schiff an Land. „Wenn Gott es ist, der meine Ängste auffängt und mich lässt, wenn Gott es ist – dann hält er uns bei unsern Ängsten fest.“

---

### Fußnote

<sup>1</sup> Friedrich Thiele, Diakonissenhäuser im Umbruch der Zeit, 1963

# NEUE FORMEN DER VERGEMEINSCHAFTUNG IN DER EVANGELISCHEN KIRCHE

Referat von Prof. Dr. Peter Zimmerling auf der Begegnungstagung „Geistliche Gemeinschaften“

## Vorbemerkung

Ich habe die Organisatoren der Tagung so verstanden, dass ich die Fragestellung der Tagung primär aus der Perspektive der kontemplativen Gemeinschaften aufnehmen soll, nachdem Cornelia Coenen-Marx sie in ihrem Vortrag aus dem Blickwinkel der diakonisch ausgerichteten Gemeinschaften betrachtet hat.

## I. Zur Entstehung von neuen evangelischen Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften im 20. und 21. Jahrhundert

Im 20. Jahrhundert gab es drei Entstehungswellen gemeinschaftlichen Lebens in der evangelischen Kirche. Zunächst schlossen sich vor und nach dem Ersten Weltkrieg im Zusammenhang mit der Gemeinschaftsbewegung und dem Protest der Jugendbewegung gegen das wilhelminische Deutschland, angesichts der Erschütterungen des Ersten Weltkriegs, der Neuordnung des kirchlichen Lebens in der Weimarer Republik und der Neuorientierung der Theologie in den Zwanzigerjahren einzelne Bruderschaften ohne gemeinsames Leben zusammen: z. B. die „Bahnauer Bruderschaft“ (1906), der heutige „Pfarrerinnen- und Pfarrer-Gebetsbund“ (1913), die „Sydower Bruderschaft“ (1922), der „Freudenstädter Kreis“ (1928), die „Hochkirchliche St. Johannes-Bruderschaft“ (1929). Am bekanntesten und größten wurde die 1931 gegründete „Evangelische Michaelsbruderschaft“. Diese Bruderschaften hatten sich meist im Geist erwecklich-pietistischen Lebens, hochkirchlich-liturgischer Strömungen und mit Impulsen aus der „Bruderschaft vom gemeinsamen Leben“ in der Nachfolge Thomas' a Kempis (gegründet 1905 in der Schweiz) und der Gruppenbewegung Frank Buchmans gebildet.

Abgesehen von Bonhoeffers Bruderhaus in Finkenwalde 1935 und der schon 1940 gegründeten Bruderschaft in Taizé entstanden die ersten Kommunitäten mit gemeinsamem Leben erst unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Ihre Gründung hing mit dem Zusammenbruch von 1945 und einem Suchen nach neuen Werten und Lebensformen zusammen. Damals bildeten sich evangelische Orden in der Traditionslinie vorreformatorischer Regeln: die „Evangelische Marienschwesternschaft“ (1947), der „St. Johannis-Konvent vom gemeinsamen Leben“ (1947), die „Communität Christusbruderschaft Selbitz“ (1949), die „Communität Casteller Ring“ (1950), die „Kommunität Imshausen“ (1955), die „Christusträger Bruderschaft“ und „Christusträger Schwesternschaft“ (1961), die „Jesus-Bruderschaft Gnadenthal“ (1961), die „Kommunität Adelshofen“ (1962).

Ende der 1960er-Jahre formierten sich Familiengemeinschaften als soziale Erneuerungskerne in einer Zeit tief greifender gesellschaftlicher Umbrüche. Zu ihren größten zählen die Familienkommunität der „Jesus-Bruderschaft Gnadenthal“ (1968), die „Offensive Junger Christen“ in Reichelsheim i. Odw. (1968) und die „Lebensgemeinschaft für die Einheit der Christen“ auf Schloss Craheim (1968/1978). Zu den erst in den 1980er bzw. 1990er Jahren entstandenen Familiengemeinschaften gehören die „Jesus-Gemeinschaft“ in Marburg (1981) und die „Familienkommunität Siloah“ (1990).

Inzwischen ist die Entwicklung weitergegangen. Die allgemeine Pluralisierung und Individualisierung des gesellschaftlichen Lebens hat sich auch auf die Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften ausgewirkt. Charakteristisch für die Neugründungen der vergangenen Jahre sind zunehmende Formenvielfalt und überschaubare Anzahl von Mitgliedern. Dabei fallen Improvisation und Experiment als Stichworte ins Auge. Inzwischen gibt es mehrere Hundert dieser Gemeinschaften im Raum der evangelischen Kirche. Parallel dazu nehmen die Kommunitäten, die nach den evangelischen Räten zusammenleben, was ihre Mitgliedszahlen angeht, seit einigen Jahre fast alle ab, so dass damit gerechnet werden muss, dass eine Anzahl von ihnen in Zukunft nicht mehr existieren wird.

Von der Evangelischen Kirche wurden die geistlichen Gemeinschaften und Kommunitäten erst 1979 durch die Denkschrift „Evangelische Spiritualität“ kirchenamtlich anerkannt. Die Landeskirchen waren von der Entstehung zahlreicher Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften im 20. Jahrhundert mehr oder weniger überrascht worden. Mit der Denkschrift vollzog die evangelische Kirche einen tief greifenden Paradigmenwechsel. Sie brach – vorbehaltlos – mit der aus der Reformationszeit herrührenden Ablehnung monastischer Lebensformen. Die Studie geht davon aus, dass Kommunitäten eine legitime Ausprägung biblisch-reformatorischen Christseins darstellen, und würdigt sie als Orte spiritueller Übung und Erfahrung: „In neuerer Zeit sind Kommunitäten und Einkehrhäuser für viele zu ‚Gnadenorten‘ geworden. Diese Entwicklung sollte gefördert werden.“

Die Vorbehalte, ob kommunitäre Spiritualität Heimatrecht im Protestantismus besitzt, sind dreißig Jahre nach Erscheinen der Denkschrift immer noch weit verbreitet. Das jüngste Wort des Rates der EKD vom Januar 2007 zu Kommunitäten „Verbindlich leben. Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften in der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ein Votum des Rates der EKD zur Stärkung evangelischer Spiritualität“<sup>41</sup> hat nichtsdestotrotz – erstmals seit 500 Jahren – die Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften als eine legitime Sozialgestalt der evangelischen Kirche anerkannt.

Im Vatikan gibt es schon lange eine eigene Kongregation für das Ordenswesen. Dieses kirchenleitende Ministerium wacht über die Ausbildung, Verwaltung und Regeltreue der Mitglieder von Orden und Säkularinstituten und kontrolliert die Integration ihres spezifischen Auftrags in die Aktivität der Kirche insgesamt. Päpste, Kardinäle und Bischöfe bringen regelmäßig in öffentlichen Verlautbarungen zum Aus-



druck, dass die Orden und neuen geistlichen Gemeinschaften unerlässlich für das Leben der katholischen Kirche seien. Am durchdachtsten hat dies zuletzt 1998 der damalige Präfekt der Glaubenskongregation Joseph Kardinal Ratzinger in seiner Rede über den theologischen Ort der geistlichen Gemeinschaften getan.<sup>2</sup> Er stellt darin fest: „Ortskirchliche Struktur und apostolische Bewegungen brauchen einander. Wo eines von beiden geschwächt wird, leidet die Kirche als Ganze.“ Institutionelle und charismatische Dimension sind gleichermaßen für die Kirche unverzichtbar.

## II. **Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften als eine legitime Sozialgestalt der evangelischen Kirche**

Der Kirchenrechtler Hans Dombois hat überzeugend nachgewiesen, dass vier Sozialgestalten für die Kirche essentiell seien. Sie bildeten sich in den ersten vier Jahrhunderten des Christentums heraus: universale Kirche, partikulare bzw. regionale Kirche, Ortsgemeinde und Orden bzw. Kloster. Ortsgemeinde und universale Kirche sind dabei gleich ursprünglich, was bereits an der Doppelbedeutung des neutestamentlichen Begriffs der Ekklesia im Sinne von Gesamtgemeinde (1. Kor 15, 9) und Einzelgemeinden (1. Kor 1,2) sichtbar wird. Beide Gestalten von Kirche besitzen die gleiche Dignität.

Sehr bald entwickelte sich auch die dritte Gestalt von Kirche, die Partikularkirche, die begrifflich neben und sachlich innerhalb der universalen Kirche steht. Ansätze zur Entwicklung von Partikularkirchen finden sich wiederum schon im Neuen Testament. Hier ist z.B. die durch die paulinische Mission entstandene griechisch geprägte Kirche zu nennen (vgl. auch 1. Kor 16, 1, wo Paulus von „den Gemeinden in Galatien“ spricht). An der Wende vom dritten zum vierten Jahrhundert entstand schließlich eine vierte Sozialgestalt von Kirche, die später unter der Bezeichnung Orden bzw. Kloster begrifflich zusammengefasst wurde. Unter Orden sind alle selbstständigen Gruppen zu verstehen, „die auf Grund besonderer Berufung und freier Wahl ihrer Glieder in bewusster Korrelation zu der grundsätzlich jedem Christen zugänglichen ‚Kirche‘ und ‚Gemeinde‘ stehen, aber eben darum selbst nicht Kirche oder Gemeinde zu sein beanspruchen.

Aus dieser bewussten Begrenzung und bejahten Bezogenheit ergibt sich über den präzisen und engeren Begriff des Ordens hinaus der hier gemeinte, für die Struktur der Kirche charakteristische Verbandstypus, dessen weiteste, schon etwas blasse Umschreibung man im Begriff der ‚besonderen Dienstgemeinschaft‘ versuchen könnte.“<sup>3</sup> Neutestamentliche Analogien zum späteren christlichen Ordenswesen lassen sich im Zusammenleben der Jünger und Jüngerinnen des irdischen Jesus (Lk 8,1-3), ansatzweise vielleicht auch in der Jerusalemer Urgemeinde finden (Apg 2, 42-47). Den Orden kommt wie den drei anderen Sozialgestalten für die Kirche konstitutive Bedeutung zu. Sie sind deshalb nicht ausschließlich durch den Verweis auf außergewöhnliche Entstehungsbedingungen, wie z. B. eine verweltlichte oder reich gewordene Kirche und darauf reagierende besondere asketi-

sche Bestrebungen zu erklären. Vielmehr kommt den Orden eine für die drei anderen Gestalten der Kirche auf Dauer unverzichtbare spirituelle und institutionelle Prägekraft zu. Die vier Sozialformen der Kirche stellen nämlich keine isolierten Größen dar, sondern verweisen aufeinander und sind untereinander verbunden. Evangelische Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften sind eine legitime Sozialgestalt auch der evangelischen Kirche.

## III. **Hintergründe für die Entstehung von evangelischen Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften in der evangelischen Kirche**

Familie, Beruf und Ortsgemeinde stellen die traditionellen Verwirklichungsfelder reformatorischer Spiritualität dar. Heute hat sich die gesellschaftliche Situation gegenüber dem 16. Jahrhundert tiefgreifend gewandelt. Seit der Industriellen Revolution entwickelte sich die mittelalterliche und frühneuzeitliche Großfamilie über die Kleinfamilie zur Kleinstfamilie. Sie wurde zunehmend weniger im reformatorischen Sinn als Hauskirche erlebt. Ihre religiöse Grundierung ging verloren. Mit der fortschreitenden Säkularisierung der Gesellschaft verlor auch der lutherische Berufsgedanke seine religiöse Prägung. Inzwischen wird der Beruf kaum noch als Bewährungsfeld des Glaubens, sondern als Ort des Geldverdienens und der Selbstverwirklichung verstanden.

Neben Familie und Beruf trat in den vergangenen Jahrzehnten auch die Ortsgemeinde in ihrer Bedeutung für die Spiritualität des einzelnen evangelischen Kirchenmitglieds zurück. Viele großstädtische Gemeindeglieder wählen unter den verschiedenen Angeboten den Gottesdienst aus, der ihnen zusagt. Die parochiale Struktur reicht inzwischen weder aus, um einen Großteil der Menschen einer mobilen, pluralistischen Gesellschaft mit dem Evangelium zu erreichen noch um die Weitergabe des Evangeliums an die nachfolgende Generation zu gewährleisten. Das zunehmende Auseinanderdriften in unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen und verschiedene ästhetische Milieus, die kaum eine gemeinsame Kommunikationsebene haben, macht es notwendig, das herkömmliche parochiale System durch zusätzliche Sozialgestalten von Gemeinde zu ergänzen.

Angesichts der Krise von Familie, Beruf und Ortsgemeinde lag der Rückgriff auf vorreformatorische Vergemeinschaftungs- und Spiritualitätsformen nahe. Schon immer bestand die Gefahr in der evangelischen Kirche, Christsein und bürgerliches Leben gleichzusetzen. Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften brechen diese Gleichsetzung heilsam auf. Unsere Kirche braucht geistliche Gemeinschaften, die Christsein etwas anders – eben unbürgerlich – leben. Sie machen durch ihre Existenz deutlich, dass zur Kirche neben der institutionellen die charismatische Dimension untrennbar dazu gehört.

Überdies bilden Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften ein notwendiges Gegengewicht zu einem im 19. Jahrhundert herausgebildeten protestantischen Frömmigkeitstypus, der von Individualismus, Subjektivismus und Innerlichkeit bestimmt ist.



#### **IV. Kommunen und geistliche Gemeinschaften als Segensorte für Kirche und Gesellschaft. Zehn Thesen:**

##### **1. Indem sie dem Gottesdienst nichts vorziehen (Benedikt), stärken sie die geistliche Mitte der Kirche.**

Das Zentrum kommunitärer Spiritualität bildet die Feier des Gottesdienstes. Kommunen wenden sich gegen die „Herabsetzung des liturgischen Gottesdienstes zu einem bloßen Mittel zur Verwirklichung des vernünftigen Gottesdienstes“<sup>4</sup>. Für die primär an den Früchten des Glaubens orientierte volkshirchliche Spiritualität (diakonisches und sozialethisches Engagement) bildet kommunäre Spiritualität auch aus diesem Grund ein unverzichtbares Korrektiv.

##### **2. Angesichts der „Selbstsäkularisierung“ des Protestantismus (Wolfgang Huber) helfen sie zur notwendigen Profilierung evangelischen Christseins.**

Die in Kommunen gelebte verbindliche Spiritualität bildet angesichts der bei der überwiegenden Mehrzahl der evangelischen Kirchenmitglieder zu beobachtenden Unkenntnis und Unverbindlichkeit des Glaubens, die sich z.B. an fehlender Teilnahme am Gottesdienst und dem übrigen Gemeindeleben und an der Unkenntnis der Gebote Gottes zeigen, ein wichtiges Gegengewicht.

##### **3. Kommunen zeigen durch die Vielfalt ihrer Erscheinungsformen, dass in der Kirche ein schöpferischer Pluralismus möglich ist, der nicht relativierend und dissoziierend wirken muss.**

Beim Vergleich der unterschiedlichen Kommunen zeigt sich, dass ihre Spiritualität pluralistisch ist, ohne deshalb in unverbundene Spiritualitäten zu zersplittern. Die unterschiedlichen kommunären Spiritualitäten besitzen eine gemeinsame Mitte im christozentrisch geprägten Glauben, in der Liebe zur Bibel, in der Hochschätzung des Gottesdienstes einschließlich der Sakramente und in der Ausrichtung auf Gemeinschaft, Kirche und Gesellschaft. Der Pluralismus der kommunären Spiritualitäten wirkt dadurch bereichernd und nicht dissoziierend.<sup>5</sup> So können Kommunen dazu beitragen, in der Gesamtkirche die Bedeutung eines schöpferischen Pluralismus<sup>6</sup> zu entdecken – eine auf dem Hintergrund der oft zerstörerischen Flügelkämpfe zwischen den Anhängern verschiedener theologischer Richtungen in der Gesamtkirche und in den Parochialgemeinden besonders dringliche Aufgabe.

##### **4. Kommunen stellen einen Schritt auf dem Weg zur praktischen Verwirklichung des allgemeinen Priestertums dar, das durch die Reformation zwar wiederentdeckt, aber nicht praktisch umgesetzt wurde.**

Indem die geistlichen Gemeinschaften die Bedeutung der Charismen für den Gemeindeaufbau entdeckt haben, tragen sie zur Überwindung der Konzentration des Charismas auf den Amtsträger bei, die für die Gesamtkirche immer noch typisch ist, und helfen so, die reformatorische Forderung nach dem „allgemeinen Priestertum“ praktisch umzusetzen.<sup>7</sup>

##### **5. Kommunen lassen erkennen, dass im evangelischen Glauben Individualität und Sozialität untrennbar zusammengehören.**

Gegenüber dem gegenwärtig vorherrschenden protestantischen Frömmigkeitstypus, der seit dem 19. Jahrhundert zunehmend von Individualismus, Subjektivismus und Innerlichkeit geprägt wurde, stellt die Neuentdeckung der ekklesiologischen Ausrichtung des Glaubens durch die Kommunen ein notwendiges Korrektiv dar. Zinzendorf: „Kein Christentum ohne Gemeinschaft.“

##### **6. Die Ewigkeitsorientierung der Spiritualität von Kommunen stellt ein notwendiges Gegengewicht zur Diesseitsverliebtheit der evangelischen Kirche und Theologie dar.**

Die eschatologische Ausrichtung kommunitärer Spiritualität stellt eine unverzichtbare Herausforderung gegenüber einer die evangelische Theologie und Frömmigkeit dominierenden Diesseitsorientierung dar.

##### **7. Kommunen haben durch die Wiederentdeckung von Symbolen und Ritualen die Notwendigkeit der Gestaltwerdung für den Glauben erkannt.**

Kommunen plädieren für ein Christentum mit Leib und Seele. Die protestantische Phobie vor festen Formen ist an ihnen gnädig vorübergegangen. Darum wird ihre Spiritualität wesentlich durch Symbole und Rituale geprägt. Die Wiederentdeckung des Symbols wirkt sich bis in die Gestaltung der Wohnräume unter Einbeziehung geistlicher Gesichtspunkte aus: Eine „schöne Ecke“ mit Kreuzifix gehört zur Einrichtung vieler Zimmer in Kommunen. Die Hochschätzung des Rituals als Glaubenshilfe zeigt sich z. B. in der Praxis der Beichte.

##### **8. Kommunen vermitteln durch die Durchführung von Vorträgen, Seminaren, Tagungen und Freizeiten Impulse für die konkrete Gestaltung des spirituellen Lebens.**

Die Kommunen bieten als „evangelische Gnadenorte“ Besuchern und Besucherinnen die Möglichkeit, geistlich aufzutanken. Diesem Zweck dienen spirituelle Tagungsangebote vonseiten der Kommunen und die Einladung, für kürzere oder längere Zeit in den Kommunen mitzuleben („Kommunität auf Zeit“). In Kommunen erfahren Menschen in einer sonst von Lärm und Leistungsdruck geprägten Gesellschaft innere Entspannung:<sup>8</sup> Die von Stundengebeten und Gottesdiensten getragene Spiritualität hilft, zur Stille zu kommen.<sup>9</sup>

##### **9. Angesichts fortschreitender Entkirchigungs- und Säkularisierungsprozesse bieten Kommunen – gerade für junge Menschen – wichtige Experimentierfelder für Glaubenserfahrungen an (FSJ, „Kloster auf Zeit“).**

Mit ihrer Spiritualität geben Kommunen eine Antwort auf die in den vergangenen Jahren immer wieder gestellte Frage, wo es im Rahmen der traditionellen Kirche Angebote für – gerade auch junge – religiös suchende Menschen gibt.<sup>10</sup> Kommunen bilden Experimentierfelder für Glaubenserfahrungen.<sup>11</sup> Das Moment der Übung

ist konstitutiver Bestandteil ihrer Frömmigkeit. Gerade für die Glaubensvermittlung ist das Moment der Übung unerlässlich. Kommunen betonen in diesem Zusammenhang auch den Aspekt des gelebten Vorbilds in seiner Bedeutung für die Weitergabe des Glaubens.<sup>12</sup> Ohne Existenzmitteilung scheint heute kaum noch die Vermittlung des Glaubens möglich zu sein.<sup>13</sup> Konsequenterweise wurde in Kommunen die Bedeutung von geistlicher Vater- und Mutterschaft für die Glaubensweitergabe wiederentdeckt.

### **10. Kommunen leisten einen unverzichtbaren Beitrag im Rahmen von Seelsorge, Einzelbeichte und geistlicher Begleitung.**

Ein letzter hier zu nennender Beitrag kommunitärer Spiritualität für die Gesamtkirche besteht in seelsorgerlichen Angeboten. Kommunitätsmitglieder sind als Fachleute für Seelsorge bekannt geworden und werden von vielen Gemeindegliedern regelmäßig aufgesucht. Die Situation des Abstands vom normalen Alltagsleben während des Aufenthalts in einer Kommunität fördert die Bereitschaft zu existenzieller Veränderung.<sup>14</sup>

Kommunitäten sind inzwischen ein beliebtes Ziel für Ausflüge von Gemeindekreisen und Gesamtgemeinden, wobei Einblicke in kommunitäre Spiritualität und Impulse für die eigene Frömmigkeitsgestaltung vermittelt werden. Der gleiche Effekt tritt ein, wenn Gemeindekreise Referenten aus Kommunen zu spirituellen und seelsorgerlichen Themen einladen.

## **V. Risiken kommunitären Christseins**

Im Laufe der Zeit hat sich gezeigt, dass kommunitäres Christsein auch mit Risiken verbunden sein kann. Es kann als Hochform evangelischer Spiritualität missverstanden werden, die von einigen wenigen religiösen Virtuosen stellvertretend für andere gelebt wird. Eine solche Interpretation entspricht zwar dem Trend des modernen Lebens mit seinem zunehmenden Spezialistentum, das konsequenterweise auch religiöse Spezialisten verlangt. Sie würde aber einen Rückfall in ein vorreformatorisches Zwei-Stufen-Christsein bedeuten: von Christen erster Klasse, die kommunitär lebten, und von Christen zweiter Klasse, die in Familie, Beruf und Kirchengemeinde verblieben. Auf diese Weise ginge die Ausrichtung reformatorischer Spiritualität auf die Welt und das damit verbundene immer neue Ringen um ihre Alltagsverträglichkeit verloren.

Ein weiteres Risiko kommunitären Christseins besteht darin, dass es in Abhängigkeit vom Leiter oder der Leiterin der Gemeinschaft geraten kann. Manche Menschen unterwerfen sich nur zu gerne einem geistlichen Leiter, um dadurch von der Last der Eigenverantwortung für Leben und Glauben frei zu werden. Dadurch würde jedoch die reformatorische Errungenschaft der Freiheit des individuellen Gewissens preisgegeben.

Kommunitäres Christsein kann schließlich zu einer Überbetonung der Gemeinschaft führen. Sie wird z. B. am fehlenden

Eigenprofil der Spiritualität des einzelnen Kommunitätsmitglieds sichtbar. Der Glaube der Gemeinschaft kann zum Surrogat des eigenen Glaubens werden. Persönliche Zweifel und Meinungsunterschiede werden unterdrückt, um die emotionale Sicherung durch die Gruppe nicht aufs Spiel zu setzen. Im Wissen um diese Gefährdung ist es für jede christliche Gemeinschaft notwendig, ihren Mitgliedern ein möglichst hohes Maß an Selbstbestimmung, Partizipation und Initiative in Fragen des Glaubens und des gemeinsamen Lebens einzuräumen.

Gerade angesichts dieser Risiken ist es wichtig, Kommunen und geistliche Gemeinschaften, Kirchengemeinden und Landeskirchen bzw. EKD in Zukunft stärker aufeinander zu beziehen, und zwar im Sinne gegenseitiger Ergänzung und Korrektur. Erst wenn Kommunen, Kirchengemeinden und Landeskirchen sowohl ihre Gleichwertigkeit und Unterschiedlichkeit als auch ihr bleibendes Aufeinanderangewiesensein erkennen, wird es zu einer echten gegenseitigen Bereicherung kommen. Um diesen Prozess zu unterstützen, sollten in den kommenden Jahren verbindliche Regelungen im Hinblick auf das strukturelle Miteinander von Kommunen, Ortsgemeinden und Landeskirchen bzw. EKD gefunden werden.

Ein wichtiger Schritt wurde bereits 1979 durch die Berufung eines EKD-Beauftragten für die evangelischen Kommunen und durch die Berufung eines Vertreters bzw. einer Vertreterin der Kommunen in die Synode der EKD getan. Es ist zu überlegen, ob dem EKD-Beauftragten von Seiten der Kommunen ein freiwilliges Visitationsmandat übertragen werden könnte. Das würde zur Transparenz der geistlichen Gemeinschaften in der kirchlichen und gesellschaftlichen Öffentlichkeit beitragen. Ein solches freiwilliges Mandat würde die notwendige Ordination bzw. Beauftragung von Mitgliedern der Kommunen und geistlichen Gemeinschaften zur öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung und die Entsendung von ordinierten Pfarrern und Pfarrerinnen zur Begleitung der Kommunen durch die Landeskirchen erleichtern. Vielleicht könnte mit einem solchen Mandat in Zukunft auch die beratende Mitwirkung bei der Neuwahl der jeweiligen Kommunitätsleitung verbunden werden – analog zur Regelung der Mitwirkung des Abtpräses einer Benediktinerkongregation bei der Neuwahl eines Abtes bzw. einer Äbtissin.

Schließlich würde auch die verstärkte wissenschaftliche Beschäftigung mit kommunitärem Christsein im Rahmen der evangelischen Theologie zur besseren Wahrnehmung von Kommunen und geistlichen Gemeinschaften in die evangelische Kirche beitragen. Bisher findet sie – von Ausnahmen abgesehen – weithin unter Insidern statt: Dazu zählen vor allem der langjährige Pfarrer der „Communität Casteller Ring“ Johannes Halkenhäuser, Franziskus Joest, Mitglied der „Jesus-Bruderschaft Gnadenthal“, und Ingrid Reimer, die seit ihrem Ruhestand in der „Lebensgemeinschaft für die Einheit der Christen“ auf dem fränkischen Schloss Craheim mitarbeitet.

## Literaturhinweise

- Verbindlich leben. Kommunen und geistliche Gemeinschaften in der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ein Votum des Rates der EKD zur Stärkung evangelischer Spiritualität, Januar 2007, hg. vom Kirchenamt der EKD, Hannover (EKD-Texte 88).
- Kommunen. In Gemeinschaften anders leben, Jahrbuch Mission, Evangelisches Missionswerk in Deutschland (Hg.), Hamburg 2007.
- Peter Zimmerling, Evangelische Spiritualität. Wurzeln und Zugänge, 2. Auflage, Göttingen 2010, 155–169.

---

## Fußnoten

<sup>1</sup>Hg. vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2007. Die folgenden Überlegungen finden sich zum großen Teil in dieser Schrift, an der ich mitgearbeitet habe.

<sup>2</sup>Benedikt XVI. Joseph Kardinal Ratzinger, Kirchliche Bewegungen und neue Gemeinschaften. Unterscheidungen und Kriterien, München u.a. 2007.

<sup>3</sup>Hans Dombois, Das Recht der Gnade. Ökumenisches Kirchenrecht II, Bielefeld 1974, 40.

<sup>4</sup>So Eberhard Jüngel, Der evangelisch verstandene Gottesdienst, in: ders., Wertlose Wahrheit. Zur Identität und Relevanz des christlichen Glaubens, Theologische Erörterungen III, München 1990, 305.

<sup>5</sup>Christoph Joest versucht das Ineinander von Einheit und Unterschiedenheit der christlichen Spiritualität mit dem dreieinigen Leben Gottes zu begründen: „Letztlich ist die ‚Dialektik‘ zwischen der einen Spiritualität und den vielen Spiritualitäten, ihre spannungsvolle Einheit und wechselseitige Bedingtheit, implizit im dreifaltig-einen Leben Gottes enthalten, dessen Geist unsere Spiritualität begründet“ (ders., Der Protestantismus und die evangelischen Kommunen, in: Kerygma und Dogma 42 (1996), 278; Hervorhebungen im Text).

<sup>6</sup>Vgl. zum Begriff im Einzelnen: Michael Welker, Kirche im Pluralismus, Gütersloh 1995, 8 u.ö.

<sup>7</sup>Zum Begriff vgl. Wilfried Härle, Allgemeines Priestertum und Kirchenleitung nach evangelischem Verständnis, in: Marburger Jahrbuch Theologie VIII, Marburg 1996, 66f. Eine weitere Voraussetzung dafür stellt die Möglichkeit der Kommunionsmitglieder dar, sich innerhalb und außerhalb der eigenen Kommunion ständig theologisch weiterzubilden.

<sup>8</sup>Ingrid Reimer (Hg.), Alternativ leben in verbindlicher Gemeinschaft. Evangelische Kommunen, Lebensgemeinschaften, junge Bewegungen, 3. Auflage, Stuttgart 1986, 7.

<sup>9</sup>Vgl. Gerd Heinz-Mohr, Christsein in Kommunen, Stuttgart 1968, 97f.

<sup>10</sup>Diese Frage formuliert z. B. Ingrid Reimer im Vorwort des von ihr herausgegebenen Buches: Alternativ leben in verbindlicher Gemeinschaft, 9.

<sup>11</sup>Siegfried von Kortzfleisch, Strukturen und Ziele der Gemeinschaften, in: Reimer, Alternativ leben, 18f; Gottfried Wenzelmann, Nachfolge und Gemeinschaft. Eine theologische Grundlegung des kommunions Lebens, Stuttgart 1994, 256. Vgl. dazu Überlegungen von

Ulrich Wilckens, dem früheren Beauftragten des Rates der EKD für den Kontakt zu den evangelischen Kommunen (sein Bericht: Die evangelischen Kommunen, EKD-Texte 62, hg. vom Kirchenamt der EKD, Hannover 1997; vgl. auch Sylvia Mallinkrodt-Neidhardt, Gottes letzte Abenteurer. Anders leben in christlichen Gemeinschaften und Kommunen, Gütersloh 1998, 134–136).

<sup>12</sup>Vgl. hierzu Dietrich Bonhoeffer, der im „Entwurf einer Arbeit“ dem menschlichen Vorbild im Hinblick auf die Erneuerung der Kirche eine wesentliche Bedeutung zuweist: „Sie [die Kirche] wird die Bedeutung des menschlichen ‚Vorbildes‘ (das in der Menschheit Jesu seinen Ursprung hat und bei Paulus so wichtig ist!) nicht unterschätzen dürfen; nicht durch Begriffe, sondern durch ‚Vorbild‘ bekommt ihr Wort Nachdruck und Kraft“ (Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, hg. von Christian Gremmels u.a. (Dietrich Bonhoeffer Werke, Bd. 8), Gütersloh 1998, 560f). Veranschaulichungsinstanzen des Glaubens sind nötig, weil der Glaube sonst leicht welt- und ortlos wird, d. h. auf der einen Seite in die religiöse Innerlichkeit, auf der anderen Seite ins Jenseits verdrängt werden kann.

<sup>13</sup>In gleicher Richtung argumentiert die 1994 erschienene EKD-Denkschrift zum Religionsunterricht: „Weil die subjektive Glaubwürdigkeit immer mehr zählt, müssen sich auch die Lehrenden ihrer Vorbildwirkung bewusst sein. Wenn die Plausibilität der Inhalte nicht mehr durch religiöse Sitte und Erfahrung außerhalb der Schule gestützt wird, werden die Personen, wird das gelebte christliche Vorbild besonders wichtig“ (Identität und Verständigung. Standort und Perspektiven des Religionsunterrichts in der Pluralität, eine Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland, im Auftrag des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, hg. vom Kirchenamt der EKD, Gütersloh 1994, 29).

<sup>14</sup>Vgl. Gerd Heinz-Mohr, Die Kunst des geöffneten Lebens, Stuttgart 1975, 44f.



## **am Ewigkeitssonntag von Pfr. Dr. Martin Zentgraf im Rahmen der Begegnungstagung „Geistliche Gemeinschaften“ – Predigttext: Offenbarung 21, 1-7**

Liebe Schwestern und Brüder,

kein Dichter hat diese bekannten Worte aus dem letzten Buch der Bibel in seinem Inneren vorgefunden und aufgeschrieben. Diese Worte stammen von einem Propheten und Apostel: Johannes auf Patmos.

In der Offenbarung des Johannes lesen wir vom Neuen Jerusalem, einer Stadt, in der kein Leid und kein Tod mehr sein wird - und Gott alle Tränen abwischen wird. Das Neue Jerusalem ist die Vision einer vollendeten Gemeinschaft, der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott. Diese Worte sprechen heute zu uns, am letzten Sonntag vor dem ersten Advent. Wir hören sie im Andenken an Schwestern und Brüder aus unseren Gemeinschaften, die in die Ewigkeit vorausgegangen sind.

Das biblische Bild des Himmlischen Jerusalem wird seit jeher als großes Hoffnungszeichen empfunden - gegen eine von Leid und Tod geprägte Welt. Menschen haben immer wieder versucht, durch Gestaltungen den Glauben und die Hoffnung an diese Vision lebendig zu halten. Die Architektur der romanischen und gotischen Kathedralen hatte das Himmlische Jerusalem als Leitbild. Die bunten Glasfenster symbolisieren die Edelsteine, aus welchen die Stadt gebaut ist. Die großen runden Leuchtkränze in den mittelalterlichen Kirchen waren oft als Darstellung der Himmlischen Stadt in Metall getrieben.

In anderer Weise hat die Herrnhuter Brüdergemeine bei der Anlage ihres berühmten Gottesackers die Vision des Himmlischen Jerusalem aufgenommen: Alle Angehörigen der Gemeinschaft bekamen den gleichen, flach auf dem Boden liegenden Grabstein. Alle gesellschaftlichen Unterschiede verschwinden in der Stadt Gottes - angesichts des Todes ist diese Gleichheit schon für uns eine erkennbare Realität. Es ist nicht erstaunlich, dass T. Fliedner den Kaiserswerther Friedhof für die Diakonissengemeinschaft nach dem Muster des Herrnhuter Gottesackers anlegen ließ.

Auch Diakonieschwesternschaften aus dem Zehlendorfer Verband sind diesem Vorbild gefolgt. Die Aussage dieser Gestaltung ist leicht nachzuvollziehen: In der Gemeinschaft sind wir durch Zugehörigkeit als Gleiche verbunden. Zertifikate, Bildungsabschlüsse und Ämter sind demgegenüber bedeutungslos. Den Diakoniat der Gemeinschaft bilden alle Angehörigen zusammen, die in persönlichem Hilfehandeln oder in professioneller Verantwortungsübernahme für die Diakonie zum Auftrag der ganzheitlichen Kommunikation des Evangeliums beitragen.

Christliche Gemeinschaft selbst ist eine Gestalt des Versuches, das Himmlische Jerusalem schon hier in Ansätzen zu

verwirklichen. Wir wissen zwar, dass wir keine Societas perfecta, keine ideale Kommunikationsgemeinschaft realisieren können. Wir haben allerdings die Vision und die Richtung des Weges, welcher zum Ziel führt.

Damit wir den Weg gut gehen können, ist es hilfreich, wenn wir uns klar machen, was „Gemeinschaft“ für uns eigentlich ist. Wir hörten bei dieser Tagung schon von den unterschiedlichen Sozialgestalten der Kirche: Den Kirchengemeinden, den Landeskirchen und der weltweiten Ökumene. Neu gesehen werden müssen unsere Gemeinschaften als vierte Sozialgestalt der Kirche - seien es die Diakonischen Gemeinschaften in den Verbänden im Diakoniat oder die Kontemplativen Gemeinschaften, bei denen das diakonische Handeln in vielen Fällen auch vorhanden ist.

Gemeinschaften in unserem Sinne konstituieren sich durch Zugehörigkeit und nicht durch theologische Studienabschlüsse. Durch die Zugehörigkeit entsteht allerdings ein Erfahrungsfeld für eine spezifisch christliche Persönlichkeitsbildung, die für Angehörige unserer Gemeinschaften charakteristisch ist.

Die Erfahrung der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft ist nur selten wirklich gewürdigt: Je globaler, mobiler, fragmentierter und schneller das moderne Leben wird, umso mehr suchen Menschen nach neuen Formen der Zugehörigkeit. Aber - so können wir fragen - was treibt uns zu der Identifizierung mit einer Gemeinschaft? Warum opfern wir einen großen Teil unserer Zeit - oft kostenfrei - einer speziellen Gruppierung?

Es ist wohl einerseits der Wunsch, in der Gemeinschaft Anerkennung und Schutz zu finden. Es identifiziert unsere Identität, zugehörig zu sein. Je mehr gesellschaftliche Anerkennung eine Gemeinschaft erfährt, desto tiefer ist der Wunsch, dieser Gemeinschaft anzugehören. Dieser Wunsch wiederum stärkt und beflügelt die Gruppe, zeichnet sie noch mehr aus und festigt sie - aber auch jedes Individuum in ihr. Das Empfinden von Zugehörigkeit ist eine existentielle Basis für die menschliche Entwicklung und damit auch für unsere Gesundheit.

Hilfreich für das Verständnis von „Gemeinschaft“ ist außerdem die idealtypische Unterscheidung von Ferdinand Tönnies, dessen bekanntes Buch den Titel trägt: „Gemeinschaft und Gesellschaft“.

„Gemeinschaft“ ist in seiner Definition eine Gruppe, in der die Einzelnen füreinander da sind, weil sie ein gleiches Ziel und ein gemeinsames Fundament haben.

In der so definierten „Gesellschaft“ hingegen bedienen sich Einzelne der Anderen auf instrumentelle Weise. Die Anderen werden Mittel zur Realisierung des individuellen Nutzens. Beispiel ist etwa der Markt mit dem ihn kennzeichnenden Tauschhandel.

Im Blick auf die Gemeinschaften unterscheidet Tönnies drei verschiedene Arten:

1. Gemeinschaften des Blutes (Verwandtschaft, Familie)



2. Gemeinschaften des Ortes (Nachbarschaft)
3. Gemeinschaften des Geistes (Freundschaft), wobei letztere die menschlichste ist, weil am wenigsten instinktiv und durch Gewöhnung entstanden.

Unsere Geistlichen Gemeinschaften lassen sich im Sinne der „Gemeinschaften des Geistes“ von Tönnies beschreiben: Sie sind durch Freundschaft im besten Verständnis getragen. Nicht nur durch Freundschaft oder gleiche Gesinnung untereinander, sondern auch durch Freundschaft mit Gott. Freundschaft ist einerseits die wichtigste soziale Formation zwischen Institution und Individuum, beide öffnend, ergänzend und verendlichend. Andererseits ist Freundschaft ein wichtiger Aspekt der Bundesgeschichte Gottes mit den Menschen. Sie hat eschatologische Bedeutung gewonnen in der Jünger/innen/schaft Jesu Christi als Vorschein des Himmlischen Jerusalems – einer Stadt der Freude und Freundschaft in der verwirklichten Einheit von Freiheit und Liebe. Freundschaft mit Gott gründet Gemeinschaften der Freundschaft und Nächstenliebe.

Wir kamen schon auf die Unterschiede zu sprechen von:

- Diakonischen Gemeinschaften, in die viele durch Beruf und Arbeitsfeld hineinfließen, und
- Kontemplative Gemeinschaften, welchen sich Menschen anschließen, weil sie die spezifische Spiritualität, politische Prägung, die Atmosphäre der Gruppe schätzen.

Beiden Formen ist freilich gemeinsam, dass nicht das Kollektiv an sich das Wesentliche ist, sondern der transzendente Bezug auf Gott und die Ewigkeit. Zu unseren Gemeinschaften gehören eben auch unsere Verstorbenen. Der uns zusammenführende Glaube reicht weiter als eine jeweils gerade existierende Gruppenzusammensetzung.

Der Bezug auf die Ewigkeit in unseren Gemeinschaften, der Blick auf das Himmlische Jerusalem, führt uns aber über uns selbst hinaus. Geistliche Gemeinschaften sind in Wahrheit nicht nur Gemeinschaften für sich selbst, sondern auch Gemeinschaften für Andere. Deshalb sind sie auch wichtig für Diakonische Träger und deren Arbeitsfelder, damit die geistliche Wurzel der Arbeit dort lebendig bleibt und nicht durch betriebswirtschaftliche Zwänge erstickt wird. Insofern sind Diakonische Gemeinschaften auch Initiativen innerkirchlicher Solidarität, die helfen, dass das Licht des Evangeliums in unserer dunklen Welt nicht ausgelöscht wird.

Die Kontemplation des Himmlischen Jerusalem kann uns schon hier Kraft und Richtung geben: Weil Gott die Tränen abwischen wird, darum hat es hier schon Sinn, Tränen zu trocknen und zu verhindern.

Weil Gottes Reich ein Reich vollendeter Freundschaft ist, ist jetzt schon Freundschaft in Geistlichen Gemeinschaften eine Demonstration für das Reich Gottes.

Gott gebe, dass unser Blick in die Ewigkeit, unsere Schau des Himmlischen Jerusalem, zur Kraft, zur Liebe und zum Durchhaltevermögen in unseren Gemeinschaften führt.  
Amen.

## PODIUMSDISKUSSION

In der Podiumsdiskussion moderierte Diakon C. Christian Klein, VEDD, einen regen Diskurs zur Verhältnisbestimmung Diakonischer Gemeinschaften/Kommunitäten zu Bildungsstätten und der spezifischen Verantwortung und Mitgestaltung Diakonischer Gemeinschaften/Kommunitäten in Kirche und Diakonischen Einrichtungen.

Die angeregte Diskussion zur Rolle und zum Auftrag Diakonischer Gemeinschaften/Kommunitäten in den Kirchen im 21. Jahrhundert wurde nicht gesondert dokumentiert. Die angesprochenen und diskutierten Inhalte behandelt ein VEDD-IMPULS IV/2008 ‚Diakonische Gemeinschaft – Geschenk, ZuMutung, Arbeitshilfe‘ (zu beziehen in der VEDD-Geschäftsstelle).

## REISESEGEN

### **Kirchenrätin Dr. Christine-Ruth Müller**

Wer einen Ankerplatz hat, dessen Schiff läuft auch aus.  
Kein Hafen ist denkbar ohne die Weite des Meers.  
Die Zeit drängt zum Abschied, unbarmherzig -  
egal, ob deine Zeit hier mit Tränen und Schmerz  
oder Freundlichkeit Gottes gefüllt war.

Ich will dir nicht zu viel Segen mit auf den Weg geben.  
Du weißt, keine Route hält nur gutes Wetter bereit.  
Du wirst Sonnenlicht spüren und wütende Gischt.  
Denn untrennbar hat das Leben beides gemischt:  
Menschen und Erlebnisse, die du dir wünschst,  
mit Unerbetenem, Unerfreulichem,  
das dich straucheln, stürzen, kämpfen lässt,  
aber auch stärker, getröstet und mutiger macht.

Nicht nur persönliches Wachstum wartet auf dich -  
eine komplizierte Gesellschaft, eine Welt im Wandel,  
verletzte Seelen und Kräfte, die nicht zum Guten sind.  
Möge dir Gott all das klar und durchsichtig machen.  
Der Herr des Lebens gebe dir Wahrheit und Gnade.  
Gnade für die Kraft, Dinge anzugehen.  
Wahrheit, um herauszufinden, wie.

Und vergiss nie: Gott ist auf keinen Ort  
dieser Erde begrenzt. Wohin du auch gehst,  
was immer du aus deinem Leben machen magst -  
lass dich nicht trennen von ihm, der das Ziel  
und der Grund deines Lebens ist.

Deng Xiaobin

*Quelle:*

*Monika Gänßbauer im Auftrag von  
EMW und China Infostelle hg.*

*Christsein in China. Chinesische Stimmen aus  
Kirche und Forschung, Breklum 2000, S. 117*

# „UNSERE KIRCHE BRAUCHT GEISTLICHE GEMEINSCHAFTEN“

**Pressemitteilung vom 26. November 2010**

Eine Begegnungstagung der Verbände im Diakonot (ViD) thematisierte die diakonischen und geistlichen Gemeinschaften im Raum der evangelischen Kirche. Diese stehen vor Herausforderungen, sind aber vor allem gut für Diakonie und Kirche, lautet das Ergebnis.

„Menschen sehnen sich danach, ihre Berufung zu kennen. Sie möchten einen unverwechselbaren Beitrag leisten“. So Cornelia Coenen-Marx in ihrem Referat. Die Oberkirchenrätin für sozial- und gesellschaftspolitische Fragen der Evangelischen Kirche in Deutschland EKD leitete damit in die Begegnungstagung „Wirf dein Seil hinüber – Haltetaue der Sehnsucht“ ein, die vom 19. - 21. November 2010 über sechzig Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf dem Gelände des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf versammelte. Eingeladen hatten die Verbände im Diakonot (ViD), die Evangelische Kirche in Deutschland sowie das Diakonische Werk der EKD.

Geistliche Gemeinschaften übten Faszination auf viele Menschen aus. Gemeinschaften sind ‚Haltetaue der Sehnsucht‘, sie symbolisierten einen Geist, der den Egoismus unserer Gegenwart überschreitet. „In einer Zeit, in der die meisten Menschen sich aus überkommenen Bindungen lösen, trifft das zwar unsere Sehnsucht, ist aber auch eine große Herausforderung“, so Coenen-Marx. Die Selbstverständlichkeit, mit der sich frühere Generationen in ihrer religiösen Tradition bergen konnten, sei vorbei. „Wo Traditionen erodieren und Normen sich an der Wirklichkeit reiben“, resignierten viele und blieben dann einfach weg. Coenen-Marx: „Diese Gefühle sind aber gute Wegweiser zur Neugestaltung. Es gilt sie ernst zu nehmen, Vernetzung zu üben, auch neue Gemeinschaftsformen zu wagen und nicht nur die Sehnsucht, sondern ebenso die Angst hinüber zu werfen – wie ein Tau von einem Schiff an Land.“

Gerade heute entstehen wieder neue Gemeinschaften mit innovativen Formen gemeinsamen Lebens, betonte Peter Zimmerling, Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig. Der Rat der EKD habe diese 2007 erstmals seit 500 Jahren als eine legitime Sozialgestalt der evangelischen Kirche anerkannt. „Unsere Kirche braucht geistliche Gemeinschaften, die Christsein etwas anders – eben unbürgerlich – leben. Sie machen durch ihre Existenz deutlich, dass zur Kirche neben der institutionellen die charismatische Dimension untrennbar dazu gehört“, so Zimmerling weiter. Zudem böten Kommunitäten angesichts fortschreitender Entkirchlichungsprozesse gerade für junge Menschen „wichtige Experimentierräume für Glaubenserfahrungen“.

Landesbischof i.R. Jürgen Johannesdotter, Beauftragter für die Kommunitäten und Geistlichen Gemeinschaften der

EKD, überbrachte die Grüße der Evangelischen Kirche in Deutschland. In Interviews mit Vertreterinnen der weltweiten Diakonie sowie der diakonischen und ökumenischen Gemeinschaften und mit einer Podiumsdiskussion zur Beziehung der Gemeinschaften zu Bildung, Kirche und sozialer Verantwortung wurde der Erfahrungsaustausch der Teilnehmenden vertieft.

*Dipl. theol. Thomas Flügge,  
Bern/Berlin, den 26. November 2010*

## Broschüren können angefordert werden

- in der VEDD-Geschäftsstelle:  
Tel. (0 30) 80 10 84 04, Fax (0 30) 8 01 084 06  
[www.vedd.de](http://www.vedd.de)
- in der KWV-Geschäftsstelle:  
Tel. (0 30) 86 42 41 70, Fax (0 30) 86 42 41 69  
[www.kaiserswerther-verband.de](http://www.kaiserswerther-verband.de)
- in der ZVED-Geschäftsstelle:  
Tel. (0 61 51) 60 28 21, Fax (0 61 51) 60 28 38  
[www.zehlendorfer-verband.de](http://www.zehlendorfer-verband.de)

## Impressum

### Herausgeber:

Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen-  
und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland e. V.  
Glockenstraße 8, 14163 Berlin  
Diakon C. Christian Klein

Kaiserswerther Verband  
deutscher Diakonissen-Mutterhäuser e. V.  
Landhausstraße 10, 10717 Berlin  
KR Dr. Christine-Ruth Müller

Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie e. V.  
Freiligrathstraße 8, 64285 Darmstadt  
Pfarrer Dr. Martin Zentgraf

### Gestaltung:

[www.redbuero.de](http://www.redbuero.de)